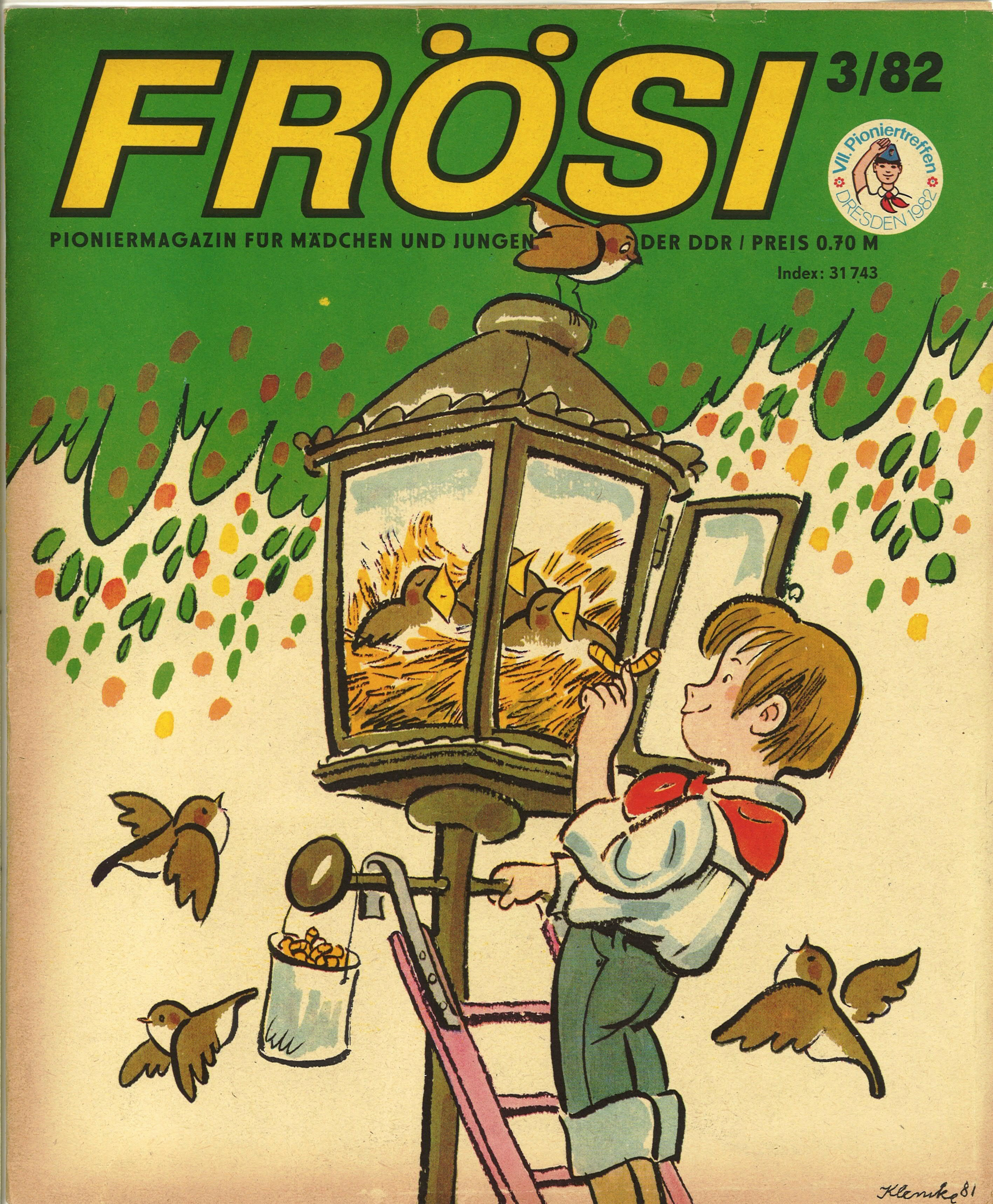
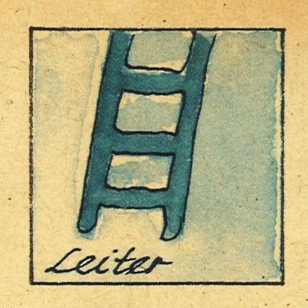
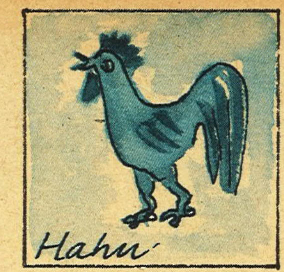

FRÖSI
3/82
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0.70 M
Index: 31 743
VII. Pioniertreffen DRESDEN 1982
Klemke 81

# PAAR-WEISE

Schneidet die einzelnen Bilder aus und klebt sie auf Zeichenkarton oder Buntpapier.
Schon kann das Spiel beginnen. Legt alle Karten verdeckt auf den Tisch. Der erste Spieler nimmt zwei Karten und versucht, aus den Begriffen ein zusammengesetztes Substantiv zu bilden (Rad — Riese = Riesenrad). Gelingt es, darf er noch zwei Karten nehmen, klappt es nicht, muß er die Karten zurücklegen und der nächste Mitspieler ist an der Reihe.
Die Spielregeln könnt ihr auch abwandeln. Zum Beispiel so: Der erste Spieler nimmt eine Karte und deckt sie auf. Nun nimmt der zweite Spieler eine Karte, deckt sie ebenfalls auf und versucht, seinen Begriff mit dem anderen zu kombinieren. Gelingt es nicht, nimmt … dritte Mitspieler eine Karte …d versucht seine mit …bereits liegenden zu …mmengesetzten …binden.
… Fall so
…ehr



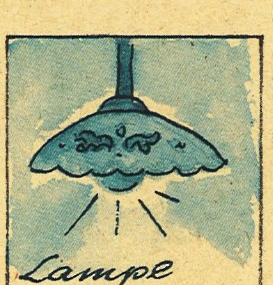



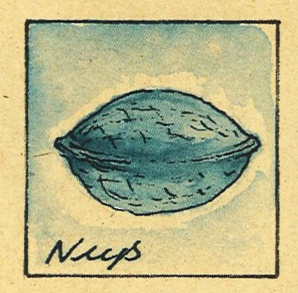







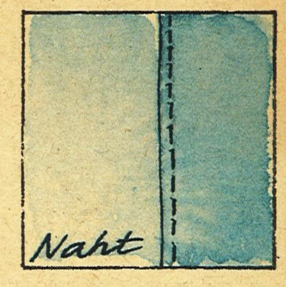








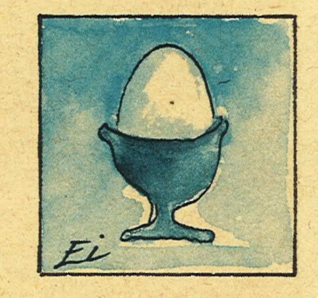


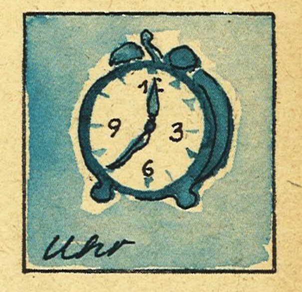








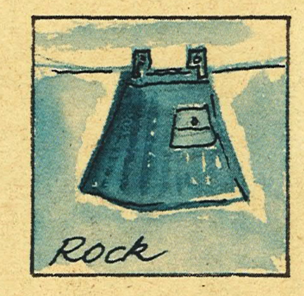













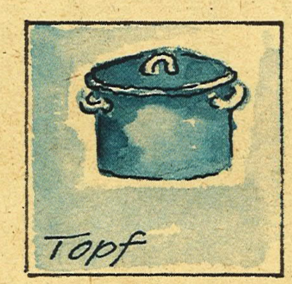










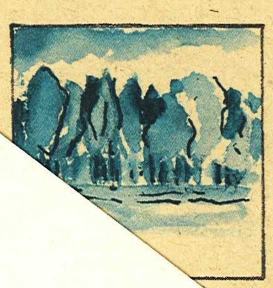


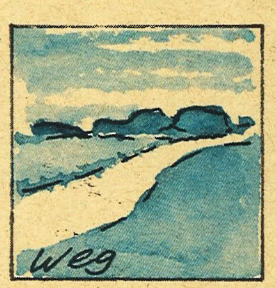










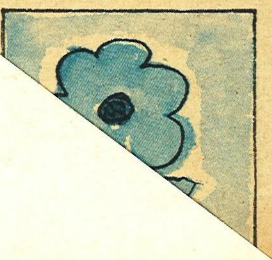























FRÖSI 3/82
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

# Pionier-Reisebüro

**A** Dem Schriftsteller Theodor Fontane (1819–1898), u. a. bekannt durch seine Werke „Effi Briest" und „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", hat seine Geburtsstadt, eine Kreisstadt am Rhinsee im Bezirk Potsdam, dieses Denkmal gewidmet. Wie heißt die Stadt?

**B** Otto von Guericke (1602–1686) war einst Bürgermeister der Stadt, in der heute sein Denkmal steht. Hier erfand er die Luftpumpe, hier konstruierte er seine berühmt gewordenen luftleergepumpten Halbkugeln. Wie heißt die Stadt?

**C** Goldprotzend und prachtliebend, so wird er sich hoch zu Roß in der Elbestadt, die er einst zu seiner barocken Residenz ausbauen ließ, auch den Teilnehmern des VII. Pioniertreffens vorstellen: August der Starke (1670–1733). In welcher Stadt steht dieses Denkmal?

**D** Das Denkmal erinnert an Thomas Müntzer (1490–1525). Es befindet sich in jener Stadt an der Unstrut, die Zentrum und Wirkungsstätte dieses Führers der Aufständischen im deutschen Bauernkrieg gewesen ist. Wie heißt die Stadt?

**E** Das ist Kaiser Barbarossa (1125 bis 1190). Der Sage nach schläft er im Innern seines einstigen Burgberges und läßt seinen gewaltigen roten Rauschebart durch den Steintisch wachsen. Lassen wir ihn schlummern. Aber: Wie heißt das kleine Waldgebirge südöstlich des Harzes, in dem dieses Denkmal steht?

Zeichnungen: Richard Hambach

Auch im frühlingshaften März angelt das „Frösi"-Reisebüro aus dem Redaktionspreistopf Fahrkarten für drei Eisenbahnreisen für je zwei Personen. Bewerber greifen bitte zum Kugelschreiber und kreuzen die fünf gesuchten Städte an. Tipschein dann ausschneiden, auf eine Postkarte kleben und bis zum 20. April 1982 einsenden an: „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: 5 aus 15. Gute Fahrt!

| A | B | C | D | E |
|---|---|---|---|---|
| Wildau | Magdeburg | Riesa | Mühlhausen | Elbsandsteingebirge |
| Rheinsberg | Dresden | Potsdam | Eberswalde | Kyffhäuser |
| Neuruppin | Wittenberge | Dresden | Greifswald | Zittauer Gebirge |



# Der Traktorist

Irina Oni

ВСЕГДА ГОТОВ!

## Zeit zu säen

Seit seinem 7. Lebensjahr träumte Serjosha davon, einmal Pilot zu werden. Deshalb sprang er von Schuppendächern und sauste mit dem Fahrrad herum.
Flog über Serjoshas Dorf ein Flugzeug, hob er den Kopf und blickte lange zum Himmel. „Papa", fragte er einmal seinen Vater, „weshalb kann so ein Koloß fliegen?"
Der Vater, Nikolai Pawlowitsch Stoljarow, versuchte seinem Sohn den Aufbau von Maschinen genau zu erklären.
„Nehmen wir einen Traktor . . .", sagte er. „Naja, ein Traktor . . .", dehnte der Sohn das Wort enttäuscht.
Am nächsten Tag weckte der Vater den Sohn um fünf Uhr früh. Auf dem Hof stand ein Traktor. An ihm blitzten Tautropfen. Serjosha setzte sich neben den Vater auf die Maschine, rieb die verschlafenen Augen und blickte sich um. Dabei stellte er fest, daß die gewohnte Umgebung, die er täglich sah, durch das Fenster des Traktors ganz anders aussah. Alles erschien schöner im morgendlichen zarten Frühlingsdunst.
Der Sohn fuhr mit dem Vater zum Säen. Als der Motor zu rattern begann, erschrak Serjosha. Er drückte sich in die Ecke der Kabine und blickte vorsichtig auf den Vater.
Der Traktor ähnelte einem phantastischen Ungeheuer – einem nicht sehr schnellen, aber einem starken und riesigen. Das „Ungeheuer" rasselte mit den Raupenketten, warf Erdklumpen hoch und es schien, als ob es alles auf seinem Wege niederwalzen wolle.
Bald gewöhnte sich Serjosha an die ungewohnten Geräusche und begann mit Interesse, die exakten Bewegungen des Vaters zu beobachten. Der Traktor fuhr aufs Feld. „Ist das aber groß!" rief der Junge. „Wollen wir das alles bearbeiten?" „Wir werden schon nicht verloren gehen." Der Vater hängte die Sämaschine und die Egge an den Traktor. Serjosha saß neben dem Vater in der Kabine und wunderte sich sehr: sowohl über die „Arbeitsliebe" des Traktors, als auch über die Fähigkeit des Vaters, der den tonnenschweren Koloß so geschickt lenkte, und auch über den Schwarm Saatkrähen, die hinter der Sämaschine herflogen.
Dann setzte der Vater Serjosha auf seinen Platz, und er selbst machte den Beifahrer. Die Hände des Vaters lagen auf den Griffen über den Händchen des Sohnes. Die Hebel bewegten sich, und Serjosha lenkte den Traktor. Vor Freude und Stolz strahlte das Gesicht des Sohnes. Donnerwetter: man hatte ihm eine Maschine anvertraut!
Sie frühstückten auf einer Lichtung, und das einfache Essen schmeckte wunderbar.
„Nun, Sergej", fragte der Vater, „wie gefällt dir die Maschine?"
„Das ist fast so großartig wie Fliegen! Ich werde auch Traktorist!"

## Prüfung „auf Herz und Nieren"

Zehn Jahre sind seit jenem Tag vergangen. Er ist siebzehn Jahre alt. In den zehn Jahren hat Sergej eine Menge gelernt. Anfangs war es so: „Söhnchen, geh weg, ich muß losfahren." Dann: „Serjosha, reich mir den Schlüssel, bring die Spritze. Halte sie, bis ich die Bolzen anziehe." Später: „Versuche es selbst." Serjosha versuchte schon als Leninpionier, die Geheimnisse des Traktors zu erkunden. In der 10. Klasse, sobald der Schnee von den Feldern verschwunden war, fuhren sie mit der ganzen Gruppe in das Dorf Suchowskaja. Dort hatte man für sie Unterkünfte und eine Kantine gebaut. Serjosha leitete eine Brigade von Mechanisatoren.
Einmal, während des Pflügens, plagte er sich drei Stunden mit seinem Traktor herum – er untersuchte den Motor „auf Herz und Nieren". Das hatte ihm der Vater beigebracht. Mit dem Gehör stellte er schließlich fest, daß der Motor gut zieht, die Ventile nicht klappern, die Kurbelwelle nicht wackelt. Der Fehler wurde eingekreist und gefunden. Der Meister sagte dann zu seinem Vater: „Weißt du, Nikolai, mit deinem Sergej ist etwas passiert."
Der Vater erschrak: „Hat er etwas angestellt?" „Aber nein, das nicht. Er fühlt den Motor, verstehst du, als ob er schon zehn Jahre auf einem Traktor sitzt." „Er hat ja auch zehn Jahre bei mir auf dem Traktor gesessen, seit seinem 7. Lebensjahr . . ."



## Spur in Spur

Am Vorabend der Fahrt aufs Feld saßen Vater und Sohn vor der Tür. Sie sprachen nicht viel, sondern lauschten nur dem Brummen der Motoren auf den Feldern und genossen die frische Luft, die vom nahen Feld den Geruch des reifen Roggens herübertrug.
„Woran denkst du, Papa?" fragte Sergej interessiert. Anstelle einer Antwort fragte der Vater seinerseits: „Hast du auch die Hydraulik überprüft?" „Schon vor einer Woche."
Serjosha blickte zum Himmel. Er legte die Hände auf den Rücken. Jetzt fuhr er nicht mehr als Leninpionier aufs Feld, sondern als Komsomolze und gelernter Mechanisator. Ein Kollege vom Vater kam vorbei. „Na, Nikolai, erholt ihr euch vorm Start? Heute werden wir was abbekommen. Diese Wolken platzen bald vor Regen."
„Na, dann auf die ‚Pferde'", kommandierte der alte Stoljarow. Der Vater setzte sich ans Steuer der Kombine, ließ den Motor an. Der Sohn folgte dem Vater.
Er lenkte den Traktor in dieselbe Richtung. Spur in Spur.

Übersetzung aus „Kostjor"
von Dagmar Regener

Zeichnung: Christine Klemke



# Kleine Tüten große Blüten

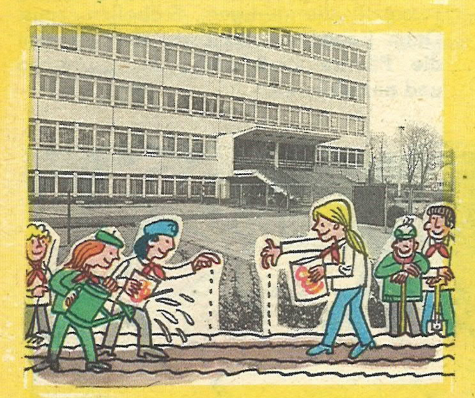
Genaue Hinweise zur Aussaat findest du auf der im Umschlag beiliegenden Samentüte.



In Pfiffigshausen über Schlaubergshagen,
dort wo die neue Schule steht,
sieht man die Pioniere kleine Tüten tragen.
Was wird denn hier wohl ausgesät?
Sie sammelten aus „Frösi"-Heften fleißig
die kleinen Samentüten ein.
Es sind so insgesamt rund fünfunddreißig.
Das müßten doch genügend sein!



Sie woll'n gemeinsam dieses Jahr probieren,
ob „Frösi"-Blumen wirklich blühn
und außerdem die Schule noch verzieren,
ihr seht sie sich beim Säen mühn.
Mit Spaten, Hacken und mit großen Harken
bereiten sie den Boden vor.
Das ist was für die ganz besonders Starken,
die Jungen tun sich hier hervor.

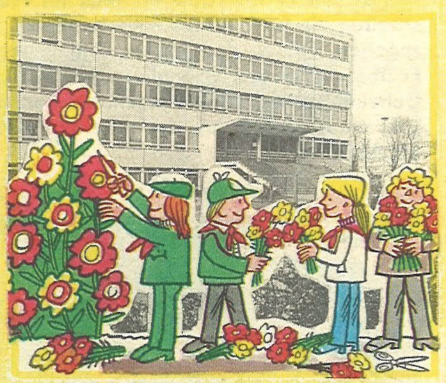


Die Pfiffigshausner Jungs könn'n jetzt verschnaufen,
denn ihre Arbeit ist getan.
Man sieht die Mädchen mit den Tüten laufen,
sie säen aus in grader Bahn.
Dann wird noch etwas Erde aufgehäufelt,
damit dem Samen nichts geschieht.
Zum Schluß wird auch noch Wasser raufgeträufelt.
Dann gehen sie. Ob es bald blüht?



Auf „Frösi"-Samen kann man sich verlassen!
Was hiermit wohl bewiesen ist.
Und alles Dagewes'ne wird verblassen,
wenn man die Pflege nicht vergißt.

Der Schulhof strahlt mit 1 000 großen Blüten
in bunter „Frösi"-Blumen-Pracht.
Wo sich einmal die Pioniere mühten,
hat die Natur ihr Werk vollbracht!



Nun steht das neue Schuljahr vor den Kindern,
die Pioniere halten Rat.
Bedeutungsvoll der Blick, wie bei Erfindern,
und kurz darauf folgt schon die Tat.

Jetzt werden ein paar Blumen abgeschnitten
und hundert kleine Sträuße draus
gebunden und zum Schluß noch mal beschnitten.
Das sieht sehr schön und lustig aus.



Zum Schulanfang stehn uns're Pioniere
mit ihren Sträußen vor der Tür.
Nur einer steht ganz vorn, der steht dort „Schmiere".
Warum denn das? Erratet's ihr?

Die Schulanfänger schleppen ihre Tüten
den langen Weg zur Schule hin,
und auf dem Schulhof gibt's die „Frösi"-Blüten.
Das also war der tiefe Sinn!

Fotos: Reiner Ponier
Einzeichnungen: Horst Schrade
Verse: Frank Frenzel
Zeichnung: Jürgen Schumacher

# Fussel V. TEIL Das Geheimnis

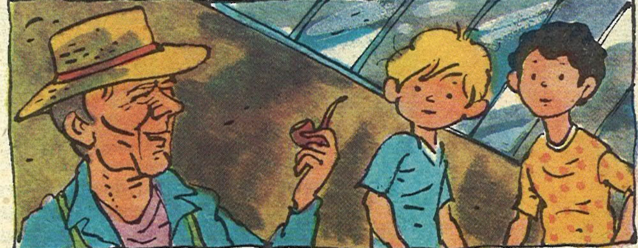




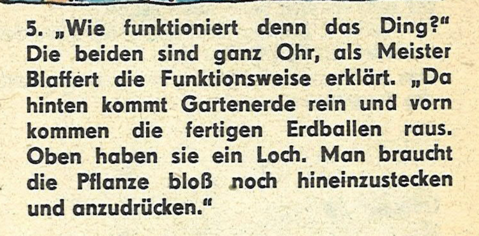
1. „Ich sah ja ein, daß wir jetzt im Frühjahr gebraucht werden. Allein schaffen die Gärtner das Pikieren nicht", stellt Budde fest. „Aber du mußt zugeben, Fussel, daß unsere Champignonzucht eine große Sache war." Er überlegt einen Augenblick. „Wir müßten wieder mal was Spannendes, Geheimnisvolles unternehmen. Schließlich nennt man uns Timurtrupp. Der Ruhm aus unseren Partisanenaktionen verpflichtet."

2. „Hast ja recht", nickt Fussel, „ich zerbrech' mir schon lange den Kopf darüber. Das hier ist echte Arbeit, verstehst du, aber wo finden wir die Partisanenidee?" „Na ja", meint Budde achselzuckend, „wenn dir schon nichts einfällt, wo du immer einen guten Gedanken hattest. Vielleicht sollten wir einen neuen Riesenkohl züchten?" „Das dauert zu lange!"





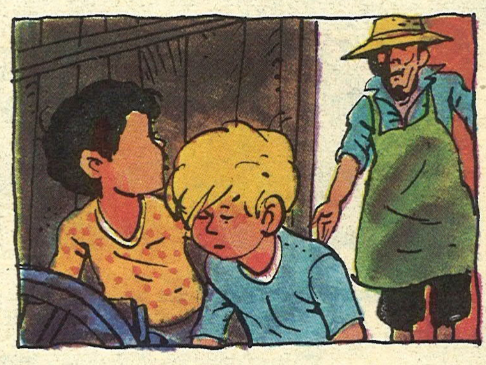


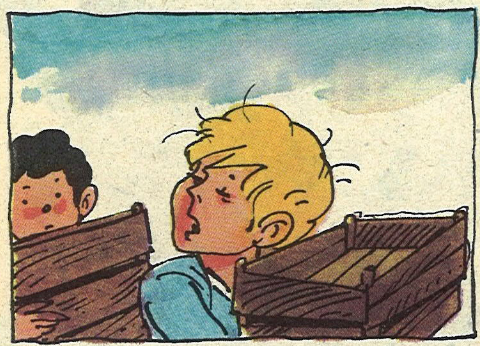


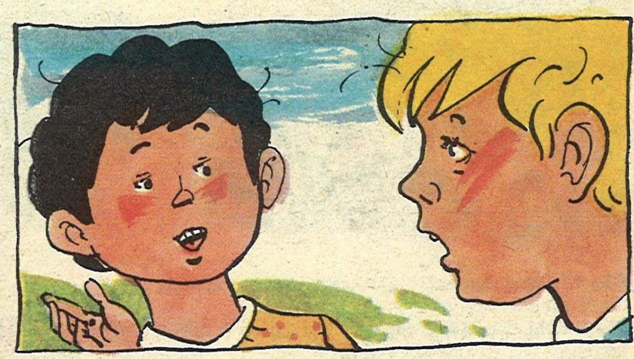
3. „Heda, ihr beiden!" unterbricht Meister Blaffert das Gespräch, „kommt doch bitte mal mit. Wir müssen noch mehr Stiegen aus dem Schuppen holen!"
„Unmögliches wird sofort erledigt", sagt Budde. Dann geht es im Laufschritt zum Schuppen. Stiege für Stiege wird eifrig zum Meister transportiert.
„Ihr habt wohl heute einen sportlichen Tag erwischt?" meint dieser lächelnd.

4. Im Schuppen entdeckt Fussel eine verstaubte Maschine. „Was ist denn das für ein technisches Wunderwerk?" „Och", winkt Meister Blaffert ab, „das war mal eine Erdballenpresse." „Den Oldtimer müssen wir uns mal näher begucken, schnell, weg mit den restlichen Stiegen hier!"

5. „Wie funktioniert denn das Ding?" Die beiden sind ganz Ohr, als Meister Blaffert die Funktionsweise erklärt. „Da hinten kommt Gartenerde rein und vorn kommen die fertigen Erdballen raus. Oben haben sie ein Loch. Man braucht die Pflanze bloß noch hineinzustecken und anzudrücken."



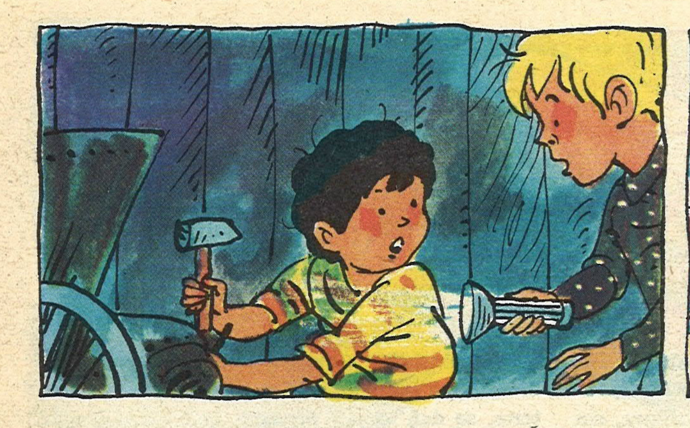


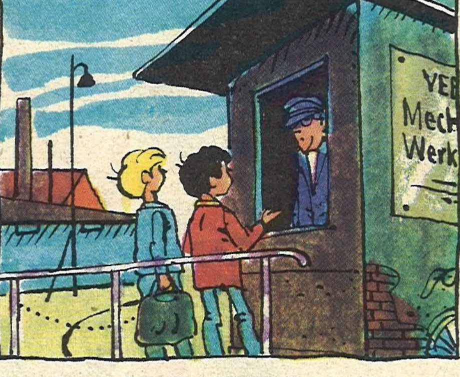


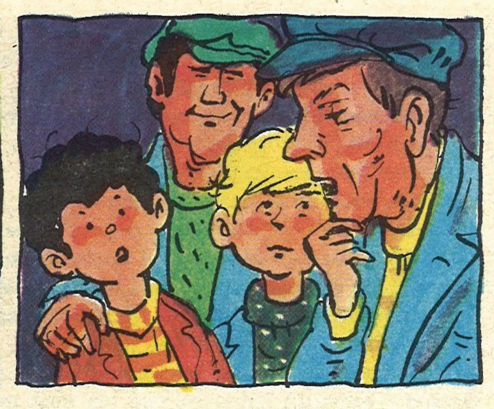
6. „Da versteh ich bloß nicht, weshalb das Maschinchen hier rumsteht, während wir uns abrackern!" ruft Budde vorwurfsvoll. „Weil das Getriebe hinüber ist", erklärt Meister Blaffert. „Die Presse hat gut und gerne ihre dreißig Jahre auf dem Buckel, da gibt's keine Ersatzteile mehr." „So ein Mist!" meint Budde enttäuscht, „da müssen wir eben weiter ohne Technik auskommen." „Hier ein Pflänzchen, da ein Pflänzchen . . .", singt Fussel.

7. „Mit moderner Technik hat das Ding da ja nicht viel zu tun", überlegt Fussel auf dem Rückweg, „aber immerhin ersetzt die Presse fünf Arbeitskräfte!" „Du hast doch gehört, schrottreif", antwortet Budde abfällig. „Es müßte doch möglich sein, solch ein dämliches Getriebe zu bauen!" erregt sich Fussel.
„Wie sieht denn ein Getriebe aus?" „Zahnräder oder ähnliches Zeug ist da drin!"
„Das müßte man sich näher ansehen, Fussel."

8. „Nun fang nicht an zu spinnen!" warnt Fussel den Freund. „Von wegen Getriebe bauen. Da mußt du drehen und fräsen können und zwar auf ein hundertstel Millimeter!" „Woher weißt du so genau Bescheid?" staunt Budde. „Von meinem Onkel, er ist Fachmann." „Mann, o Mann!" Budde verliert vor Aufregung die Balance, so daß die Stiegen zu Boden poltern. „Das sagst du so nebenbei! Wo finden wir deinen Onkel?" „Er arbeitet bei der Melioration in der Reparaturwerkstatt. Wenn ich mich nicht irre, hat er schon ganz andere Maschinchen aufpoliert. Außerdem schießt seine Patenklasse auf der MMM immer den Vogel ab."



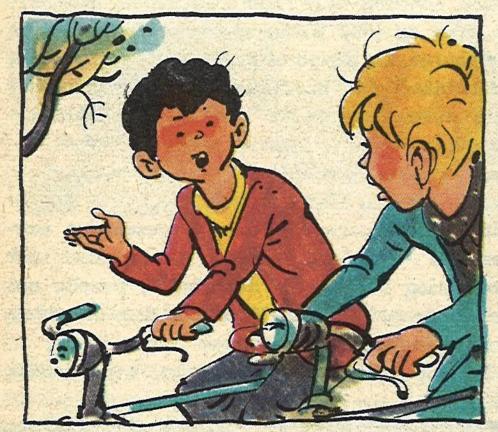




9. „Mach nicht solchen Radau!" sagt Fussel vorwurfsvoll. „Wenn alle Bolzen und Schrauben eingerostet sind!" rechtfertigt sich Budde. „Und überhaupt, warum soll uns keiner hören?" „Mann, bist du schwer von Begriff", seufzt Fussel. „Das soll ein Geheimnis bleiben!" „Ah, jetzt geht mir ein Kronleuchter auf", tippt sich Budde an die Stirn. „Das Ding dreh'n wir wieder mal so richtig auf Partisanenart!"

10. „Deinen Onkel sprechen, mitten in der Arbeitszeit? Wenn da jeder käme!" „Eine ganz dringende Sache, sonst würden wir nicht stören!" ruft Budde beschwörend. Der Pförtner greift zum Telefon. „Die Dreherei, bitte!" Nach dem Wortwechsel sagt er: „Na, schön, ausnahmsweise."

11. „Tja", sagt der Onkel nach eingehender Prüfung des Getriebes, „das ist eine ganz knifflige Sache. Da kann nur Kollege Metzner helfen. Er ist unser bester Dreher." „Bitte", sagt Fussel, „es ist doch unser Pionierobjekt." „Na ja", meint Kollege Metzner, „wenn euch soviel dran liegt."



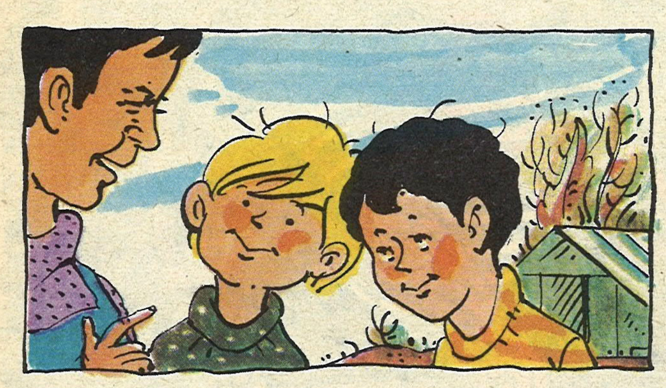




12. „Was kostet das?" „Ein paar grüne Gurken." „Einverstanden!" „Woher die hernehmen, ohne unser Geheimnis zu verraten?" wirft Fussel Budde vor. „Jetzt bist du aber ein bißchen schwer von Begriff", lacht der. „Die besorgen wir!" „Keine krummen Dinger", widerspricht Fussel.

13. „Los, beeil dich, bevor jemand kommt!" zischelt Fussel ungeduldig. „Immer ruhig Blut, Kommandeur", lächelt Budde pfiffig und angelt nach einer Prachtgurke. „Was macht ihr denn hier?" steht plötzlich Horst vor ihnen. „Ja, das ist so...", will Budde erklären. „Wir hatten gerade Appetit", fällt ihm Fussel ins Wort.

14. „So, Meister", sagt Kollege Metzner, „jetzt läuft die Presse wieder ein paar Jährchen." „Wie kommen Sie denn...", staunt Meister Blaffert. „Den beiden da haben Sie's zu verdanken", lacht Kollege Metzner. „Die haben mir keine Ruhe gelassen. Pionierobjekt und so." „Daß Sie die wieder hingekriegt haben!" freut sich Horst. „Tja," lächelt Kollege Metzner geschmeichelt, „Kunst kommt von Können. War aber auch ein hartes Stück Arbeit!"





15. „Verstehe", sagt Meister Blaffert. „Natürlich bezahlen wir..." „So war's doch nicht gemeint", fällt ihm Kollege Metzner ins Wort. „Stadt und Land, Hand in Hand heißt es doch. Außerdem haben Sie den Jungen ja ein paar schöne Gurken für mich mitgegeben."
„Das habe ich veranlaßt, Meister", sagt Horst schnell. Er drückt Budde einen Korb in die Hand. „Füllt ihn mit Gurken, randvoll!" „Von wo sollen wir die holen?" grient Budde pfiffig. „Na, wo ihr sie immer hergeholt habt!"
„Was heißt hier immer! Wir bitten um eine exaktere Ausdrucksweise." Dann gehen beide in die Gurken.

16. „Die Presse kam zur rechten Zeit!" sagt Horst erleichtert, „Arbeitsspitze und wenig Leute." „Jetzt freust du dich", meint Budde, „aber neulich, als du uns mit den Gurken erwischt hast, warst du ganz schön sauer." „Unsere Schuld", wirft Fussel ein. „Aber wir haben daraus gelernt. Nächstes Mal..." „Halt, halt!" lacht Horst, „keine voreiligen Versprechungen!" Ernst fügt er hinzu: „Ihr seid schon richtig, bleibt nur so!"

Text: Jürgen Polzin, Zeichnungen: Rainer Schwalme

# PROFESSOR PICASSO

WALTER KAUFMANN

Sie tauften mich „Professor" gleich zu Beginn meiner ersten und „Picasso" im Zuge meiner letzten Heuer – obwohl ich nie auf dem Weg zu akademischen Ehren war, noch das geringste zeichnerische Talent bewies.

Die „Aeon", ein ausgedienter Kohlendampfer, der nur noch eine Trampfahrt in australischen Gewässern zu leisten hatte, bevor er in Yokohama verschrottet wurde, lag in jener Nachkriegssommernacht in Geelong vor Anker, einem kleinen Hafen unweit von Melbourne. Noch heute sehe ich mich mit dem Seesack auf dem Buckel im Hafengelände herumirren, bis ich endlich die Anlegestelle gefunden hatte, von wo ein Boot mich übersetzen sollte. Es war spät und längst dunkel, als ich endlich auf den Wellen schaukelte und fern in der Bucht die Umrisse des Schiffes auszumachen waren – steiler Schornstein und klobige Ladebäume zwischen kantigen Aufbauten. Der Matrose an den Riemen, ein stämmiger Kerl mit buschigen Brauen, zeigte sich mürrisch. Er hatte lange auf mich warten müssen und was er von sich gab, ist mit ein paar Worten gesagt: Ich also war der Neue, und dies war meine erste Reise. „Na, dann, Professor!" Als ich wissen wollte, warum er mich so nannte, antwortete er nicht gleich. Rudernd pfiff er einen Seemanns-Shanty mit, der durch die offenen Bullaugen der „Aeon" zu uns herüberschallte – ein grölender Chor, der immer lauter wurde, je näher wir kamen: „Rolling home, rolling home..." Schließlich verstummten die Sänger, und auch der Matrose verstummte. Er blickte hoch und sagte: „Mann Gottes, wenn einer selbst mit vier Augen eine halbe Ewigkeit braucht, um das Boot zu finden, wird's kein Seemann sein, sondern bloß so 'ne Art von Professor!" Ich nahm das hin. Besser als sich mit ihm anzulegen, schien mir, fortan meine Brille nicht mehr zu tragen – in den Kohlenbunkern und vor den Kesseln im Heizraum würde sie mir ohnehin nichts nützen. Vergebliche Umsicht! Den Namen „Professor" wurde ich bis Japan nicht los, wo nach der Übergabe des Schiffes an die Schrottfirma der Mannschaft Geld zur Rückkehr nach Australien ausgezahlt wurde und wir uns trennten.

•

Nicht anders und nicht besser erging es mir zehn Jahre später auf dem Motorschiff „Karl-Marx-Stadt", das von Rostock nach Havanna ausgelaufen war. Ich hatte Mühe, mit Brille und meinen immerhin schon reifen Jahren von über Dreißig als Decksmann anzukommen. Deshalb wollte ich beweisen, daß man, wenn schon keinen Rudergänger, so doch einen brauchbaren Arbeiter in mir gefunden hatte. Willig übernahm ich das Pönen des Schornsteins und verbrachte so etwa fünf der wohl an die vierzehn durchweg sonnigen Tage auf See, wobei mein Aufwand an Farbe in einem vertretbaren Verhältnis zu meinen Anstrengungen blieb. Den Rest der Überfahrt malte ich sorgfältig den blau-rot-blauen Schornsteinring unserer Seereederei.

Ganz sicher brauchte ich für die Arbeit viel mehr Zeit als ein geübter Matrose, doch am Ende stieg ich guten Gewissens und braungebrannt von der Staffelage und trommelte die Mannschaft zusammen. „Seht her, was ich geschafft habe – ein Bild für die Götter!" Nicht, daß ich erwartete, sie würden strammstehen und die Hymne singen, ein Lob aber erhoffte ich doch. Die Männer schwiegen und sahen prüfend zum Schornstein hoch, an dem die Reedereifarben in der Sonne prangten. Ich wartete. Aus den Augenwinkeln konnte ich erkennen, wie sich Bootsmann Mulka am Kopf kratzte und dann stumm an den Fingern die Tage zu zählen begann, die ich dort oben verbracht hatte. Zwei Hände reichten nicht. „Picasso", sagte er schließlich, „das ist 'n Kasten Bier wert!" Wer den denn stiften sollte, fragte ich. Er sah mich an, als hörte er nicht recht. „Du, Picasso", entschied er schließlich, „oder glaubst du etwa ich?"

Und noch drei Monate später, als wir wieder nach Rostock zurückkehrten, wo ich abmusterte, verfolgte mich der Name Picasso.

•

Professor Picasso! Wie aber kam es, daß einer wie ich überhaupt je zur See fuhr? Hatte ich nach meiner Entlassung aus der australischen Armee nicht Kameramann in einer Dokumentarfilmgruppe werden wollen – was jedoch scheiterte, so daß ich als Straßen- und Hochzeitsfotograf endete?! Zu wahr! Denn nach zwei Jahren solcher Tätigkeit war mir aufgegangen, daß sie für einen, der inzwischen gewisse Fähigkeiten als Verfasser von Erzählungen bewiesen hatte, wenig hergab. Da würde die Seefahrt bestimmt nützlicher sein.

Plötzlich, und so intensiv, als lägen nicht sechs Jahre, sondern nur Tage dazwischen, erinnerte ich mich an jene Woche meiner Rekrutenzeit in Melbourne, als Korporal Bernie Bleichert, der aus Deutschland eine handliche Reiseschreibmaschine nach Australien gerettet hatte, „Willi Tanks Erinnerungen" ans schwarze Brett zu heften begann – allmorgendlich in Fortsetzungen. Zwar fanden wir den Titel der Serie blaß, doch was da mit journalistischem Können aufgezeichnet worden war – tatsächlich wurde aus Bleichert nach dem Krieg ein fähiger Reporter –, fesselte uns sofort, so daß wir uns bald vor dem Anschlagbrett drängten.

Wili Tank, so stellte sich heraus, war Matrose



Zeichnungen: Gösta Lerch



gewesen. Sein Handelsschiff wurde torpediert und er, als einer der wenigen Geretteten, von den Briten interniert und nach Australien geschickt. Im Lager hatte er sich – wie auch wir – freiwillig zur australischen Armee gemeldet und wurde unserer Pioniereinheit zugeteilt. Wovon wir kaum Notiz genommen hatten – es gab genug abenteuerliche Typen bei uns! – bis Korporal Bleicherts Serie am schwarzen Brett erschien.

Erinnerungen – wahrlich, eine dürftige Überschrift für einen Text, der unsere Phantasie beflügelte! Allein die Namen der Ortschaften, die darin auftauchten, füllten uns mit Sehnsucht: Santiago de Cuba, Rio de Janeiro, Montevideo, Yokohama, Samoa, Fidschi. Ich fieberte geradezu vor Fernweh und sah mich an Willi Tanks Seite bei kubanischen Makumbas, diesen berauschenden Festen, und am Fuß des Zuckerhuts durch brasilianische Favelas streifen, Siedlungen armseliger Bretterbuden, die – so erkannte ich – trotz allem voll brodelndem Leben steckten. In japanischen Teehäusern begrüßten mich Geishas und sangen für mich, und an den weißen Stränden des Pazifik weilte ich unter Palmen, dem Klang der Gitarren lauschend, den laue Abendwinde zu mir herübertrugen. Ich hörte das Rauschen und die Brandung der Wellen, und immer wieder drängte es mich hinaus in die weiten Welten der Meere, die Willi Tank in Wind und Wetter durchkreuzt hatte, in Flaute und heftigsten Stürmen, in bitterer Kälte und sengender Hitze. Zu fernen Häfen in ach, so fremden Ländern! Das sollten Strapazen gewesen sein? Für mich, der die Zeit bis zur nächsten Fortsetzung dieser schier magischen Serie kaum erwarten konnte, prangten die Sterne um so heller, je dunkler die Nächte waren, und immer glänzte das Mondlicht silbern in den Tälern und Kämmen der Meereswellen. Stürme warfen mich nicht um, und keine Tropensonne brannte so heiß, als daß sie nicht auch herrlich strahlte. Ich bewunderte Willi Tank, beneidete ihn und nur der Umstand, daß ich noch jung und er wohl an die Dreißig war, hielt meinen Neid in Grenzen. War der Krieg erst zu Ende, würde auch ich erleben, was er erlebt hatte.

„Ist das zu schaffen, Willi?"

„Warum, min Jung", antwortete er in der Sprache der Wasserkante, „soll's nicht zu schaffen sein?" Dabei stammte Willi Tank weder aus Hamburg, Bremen oder Rostock. Er kam, und das war wie ein Omen für mich, aus meiner Heimatstadt, Duisburg am Rhein. Das brachte uns näher oder besser, es ermöglichte mir, ihm näher zu rücken und eine Beziehung anzubahnen, die ich gern Freundschaft genannt hätte.

„Wie macht man so was, Willi, wie schafft man es, zur See zu fahren?"

Er erklärte es mir wie ein älterer Bruder dem jüngeren, und ich hortete, was er sagte, wie ein besessener Sammler, Santiago de Cuba, Rio de Janeiro, Montevideo, Yokohama, Samoa, Fidschi...

Ist heute auch der Einfluß, den dieser hochgewachsene Seemann auf mich ausübte, nicht mehr bestimmbar – schließlich verschwendete ich bei meiner Entlassung aus der Armee keinen Gedanken mehr an die Seefahrt – so steht doch fest, daß mein Drang nach literaturfähigen Abenteuern, der mich Jahre später zu jedem dieser Häfen und den Südseeinseln trieb, in jener Woche geweckt wurde.




# In Dresden

Thälmannpioniere
treffen sich vergnügt
in der großen Stadt,
die an der Elbe liegt.
Wir tanzen und wir singen
und machen uns bekannt.
Na, wo denn?
In Dresden,
im schönen Sachsenland!

Auch aus andern Ländern
treffen Gäste ein.
Leninpioniere
werden bei uns sein.
He, Freundschaft, hallo, Drushba!
Wir reichen uns die Hand.
Na, wo denn?
In Dresden,
im schönen Sachsenland!

Sternmarsch für den Frieden
ist ein großer Clou!
Wir marschiern der Zukunft
mit festen Schritten zu.
Marschieren für den Frieden
mit Liebe und Verstand.
Na, wo denn?
In Dresden,
im schönen Sachsenland.

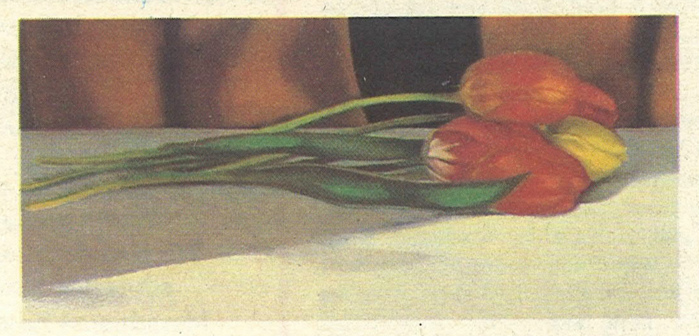
Voller Stolz trägt unsre
Organisation
30 ganze Jahre
Ernst Thälmanns Namen schon.
Das ist ein Grund zum Feiern,
ein jeder hat's erkannt.
Na, wo denn?
In Dresden,
im schönen Sachsenland!

HELMUT STÖHR

Die Noten für dieses Lied findest Du in „Frösi" 5/82



Gudrun Arnold „LPG-Bäuerin"



Detail aus dem Bild von Wolfgang Mattheuer „Die Ausgezeichnete"

# Die Ausgezeichnete

## Zum Bild des Monats

„Ich denke mir, die Frau sitzt dort so allein, weil sie mit einer Auszeichnung überrascht wurde. Sie hat vielleicht schon sehr lange darauf gewartet."

Das erzählte mir Katja, als wir das Bild des Leipziger Malers Wolfgang Mattheuer betrachteten. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Zuerst dachte ich, daß die Frau über irgend etwas traurig ist. Aber traurig und einsam sein und ausgezeichnet werden, das ist doch ein Widerspruch. Als ich dann die roten Blumen gesehen habe, wie sie auf der weißen Tischdecke leuchten und wie schön sich die Frau angezogen hat, sogar ihre Kette mit dem Schmuckstück hat sie umgehängt, da merkte ich, daß die Frau geehrt worden ist. Sicher hat sie viele Jahre schwer gearbeitet, vielleicht sind ihre Hände ganz rissig, die versteckt sie hinter dem Tischtuch ... Vielleicht sind die anderen schon alle weggegangen, und die Frau denkt immer noch darüber nach, was sie alles getan hat und ob sie die Auszeichnung eigentlich verdient hat. So richtig kann sie es immer noch nicht begreifen."

Oder wie würdest du das Bild deuten?

(Aufgeschrieben nach Gesprächen mit Schülern von Dr. Martin Kloss)

## Wer ist so?

Noch einmal veröffentlichen wir Zuschriften zum nebenstehenden Bild von Gudrun Arnold, das im Heft 3/81 als Nr. 5 abgedruckt war. Weitere Einsendungen zu den anderen Bildern könnt ihr in den nächsten Heften lesen.

So wie diese Frau auf dem Bild gemalt ist, sieht auch meine Oma aus. Sie hat ihr Lebtag schwer gearbeitet in der Landwirtschaft, hat vier Kinder allein erzogen zu tüchtigen Menschen, weil der Krieg ihr den Mann genommen hat. Und auch heute noch, obwohl sie schon Rentnerin ist, geht sie arbeiten, weil sie immer etwas zu tun haben muß. Am Wochenende geht sie in den Garten.
Sie ist auch so klein und mollig wie auf dem Bild, aber für mich ist sie doch die größte und beste Oma, die es gibt, denn sie würde das Letzte für uns alle geben.

Anett Jankowski, Rötha

Ich stelle mir vor, diese ältere Frau hat schon vieles erlebt und mitgemacht. Sie sieht sehr sympathisch und nachdenklich aus. Ich könnte sie mit meiner Oma vergleichen. Was sie sich vorgenommen hat, führt sie auch durch. Meine Oma geht oft spazieren und denkt dabei über ihr Leben nach. Sie schimpft nicht viel, aber sie sagt offen ihre Meinung.

Angela Richter, Schmiedefeld

Es stellt eine ernste, ältere Frau dar. Man merkt, daß sie nachdenklich, aber trotzdem fröhlich ist. Sie denkt vielleicht an ihre Kindheit und Jugend, an freudige und traurige Erlebnisse. So denke ich über dieses Bild.

Marie Catherine Klarkowski, Berlin

Wenn ich die Frau betrachte, denke ich an meine Urgroßmutter. Sie hatte in der Zeit des Faschismus auf dem Lande in einer Wäscherei gearbeitet. Sie mußte täglich zwölf Stunden arbeiten und dann zu Hause ihre Familie versorgen. Das Geld reichte meist nicht aus. Dann denke ich wieder an unsere Zeit und an das Leben in unserem sozialistischen Staat. Hier werden die alten Menschen den Lebensabend genießen können und sich vom arbeitsreichen Leben erholen.

Carola Posacke, Berlin

KNEIFZANGE

## Irgendwo in „Gnundronu"

*Eine Überschrift und eine Geschichte im Spiegel zu lesen*

Es gibt bestimmte Geschichten, die passieren immer weit, weit weg von uns, in einem anderen Land, oder auf einem fremden Planeten, weit, weit weg, weil bei uns solche Geschichten unvorstellbar sind. Eine dieser Geschichten erzählte mir Nairdil, eins der Wesen, die ab und zu unser Land, sprich unsere Klasse zum Erfahrungsaustausch über unglaubliche Begebenheiten aufsuchen.

Wenn Nairdil erzählt, sehen wir fern, nicht, daß wir unhöflich sind, nein, in seiner Gegenwart müssen wir einfach fernsehen. Wir verstehen seine Sprache nicht, und da er das weiß, spielt er uns das Erzählte als Film vor. Mit seinen Erlebnissen ließe sich ein monatfüllendes Abendprogramm im Fernsehen gestalten. Aber das nur nebenbei.

In Gnundronu, wo Nairdil lebt, ist vieles wesentlich anders und verrückter als bei uns. Die Kinder gehen bei allen Wettern mit den Schulbüchern und den Heften unterm Arm zum Unterricht. Bleistifte und Füller tragen sie in der Hosentasche, links meistens, rechts kommen die Frühstücksstullen rein.

Es gehört zur guten Sitte, die Bücher und Hefte neben die Bank, auf den Fußboden zu legen. Tritt einer mit den Füßen aus Versehen dagegen, ist's nicht so schlimm, irgendein Buch oder Heft findet jeder neben seiner Bank zum Arbeiten. Falls nicht, ein Zettel ist schnell aufgetrieben, der kommt zu Hause an den Nagel für das jeweilige Fach. Spätestens dann hat alles seine Ordnung wieder.

Geschrei gibt es nicht, wenn einer wochenlang die gleichen Unterrichtsmaterialien vergißt. Ach, i wo, das ist nicht so schlimm, passiert halt jedem einmal. Was wir vergessen nennen, dafür gibt es in Gnundronu kein Wort, also kann es Vergessen als solches nicht geben.

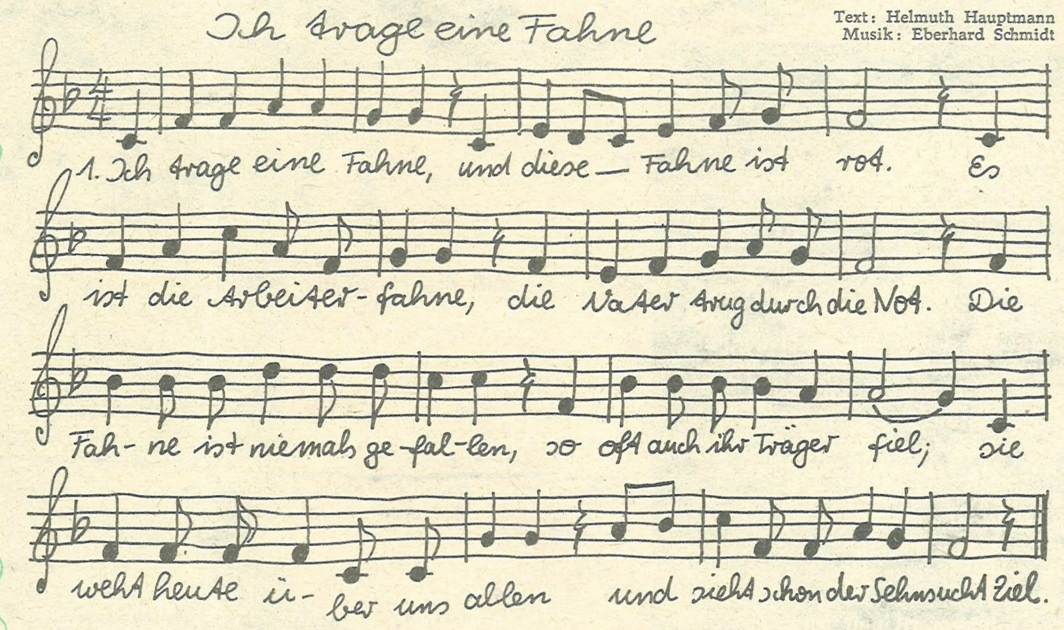
Bei der Beitragskassierung stört es nicht, wenn die Mitglieder der Organisation „Zukunft" ihre Beiträge vergessen. Die Mitglieder halten sich an das Sprichwort: „Wer zahlt, der prahlt", und zögern die Kassierung immer weit hinaus. Bei ihnen ist der Anerkannteste und Größte der, der besonders lange auf sich warten läßt. Mancher schaffte es schon bis zu einem Dreivierteljahr. Wie heißt es so schön? Andere Planeten, andere Sitten!

Was Nairdil noch alles erzählte, behalte ich lieber vorerst für mich, das ist nicht zeitungsreif. Ich bin am Überlegen, was auf seinem Planeten für Unordnung – in der ihnen eigenen Ordnung – entstehen würde, wenn sie unsere Ordnung einführen wollten. In Gnundronu Ordnung rein zu bekommen heißt, im wahrsten Sinne des Wortes „Ordnung ist das halbe Leben", wenn man sie laufend schaffen muß.

**Text: Reinhard Gundelach**

# SING MIT, PIONIER!

Die Winterferien sind vorbei. In vielen Pionierfreundschaften hieß es „Sing mit, Pionier!" beim Singewettstreit der Pioniergruppen.
„Frösi" möchte nun von euch erfahren, wer eure besten und aktivsten Gruppen sind. Schreibt uns sofort, damit wir die Preisträger auszeichnen können!
Noch ist aber Gelegenheit, weiterhin zu wettstreiten. Dazu seht euch hier unsere Liedvorschläge an.




2. Ich trage eine Fahne,
das Rot der Arbeitermacht.
Es hat die Arbeiterfahne
bei Nacht mein Vater bewacht.
Und hat sie mir früh übergeben,
als Morgenrot stieg empor,
daß wir sie zur Sonne heben
bei Tag, den der Kampf beschwor.

3. Ich trage eine Fahne
und diese Fahne ist rot.
Es ist die Arbeiterfahne,
die uns die Einheit gebot.
Sie hat unsre Väter begleitet
durch Hader und Nacht und Krieg.
Drum vorwärts, ihr Söhne! Erstreitet
zu Ende den großen Sieg!

Auch das folgende Lied empfehlen wir für den Singewettstreit:




2. Dort, wo wir Pioniere helfen,
weht auch unser Halstuch keck im Wind.
Heut', wie an jedem Tag, soll es verkünden,
daß wir Ernst Thälmanns Erben sind.

3. Stets, wenn wir Pioniere wandern,
sitzt die gute Laune im Gepäck.
Und zieh'n mal Wolken auf, singen wir wieder
unsere Sorgenfalten weg.



Und hier wieder unsere Information über die nächste „Sing mit, Pionier!"-Sendung des Berliner Rundfunks: Montag, den 29. März 1982, 14.15 Uhr.




# VORSICHT KINDER-MÖRDER!

Don't Walk Alone

Auf dieser Seite seht ihr zwei Bilder, die ich aus Atlanta mitgebracht habe, der Hauptstadt des Bundesstaates Georgia im Süden der USA. In dieser Halbmillionenstadt wurden seit Juli 1979 in einer bisher unaufgeklärten Mordserie 28 afroamerikanische Kinder umgebracht. Die Polizei steht noch immer vor einem Rätsel. Furcht prägt das Leben vor allem der farbigen Einwohner. Davon erzählen auch die beiden Zeichnungen.

Das eine, die krallige Hand mit dem eintätowierten Totenschädel über dem Kopf eines angsterfüllten Kindes, wurde in einer großen Tageszeitung Atlantas veröffentlicht, und darunter stand der Satz: „Das könnte das neue Wahrzeichen unserer Stadt werden..." Was für eine Welt, in der Kinderangst und Totenkopf alle Chancen haben, „Wahrzeichen" des Alltags zu werden.

Das andere Bild stammt von der zehnjährigen Prycilla Burns aus Atlanta. Ein hübsches Mädchen mit Krauskopf und dunkler Haut; ich habe Prycilla beim Besuch einer Schule im Nordwesten Atlantas kennengelernt. Sie hatte sich an einem Zeichenwettbewerb beteiligt, dessen Ergebnisse gerade in den Fluren der Schule ausgehängt wurden. Der Mann mit dem Messer, das flüchtende kleine Mädchen und der am Boden liegende Junge – das sind nicht etwa Erinnerungsbilder an einen bösen Traum oder einen besonders grusligen Film – nein, das sind Gedanken eines zehnjährigen US-amerikanischen Mädchens zum Thema „Mein Leben"! Was mich da vielfach ansah, in den Gängen der Schule, gemalt von Kinderhänden, ausgelöst von den aktuellen Mordgeschehnissen, war Ausdruck von Trauer und Furcht. Was für eine Welt, wenn bereits die Jüngsten der USA (Kinder so alt wie ihr) ihre Zeichentalente erproben, um sich die Ängste eines eigentlich noch unverbrauchten Lebens von der Seele zu malen...

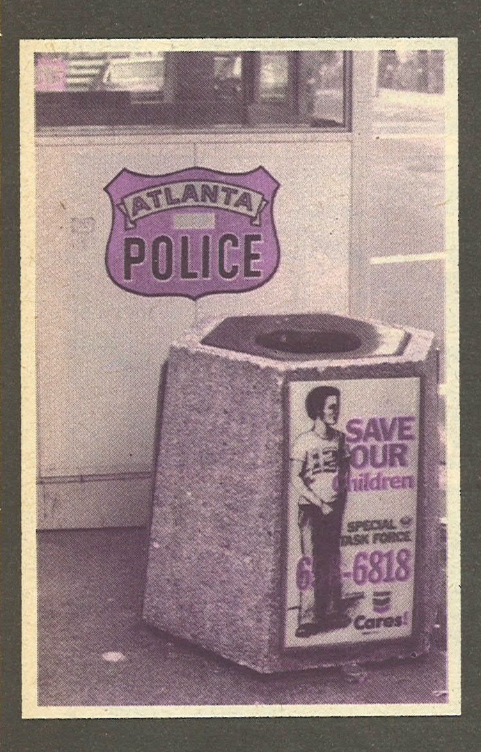
„Don't walk alone!" steht über dem Bild, und das heißt auf deutsch: „Geht nicht allein spazieren!" Überall in der Stadt, an Schaufenstern, Bäumen und Türen sah ich Schilder mit ähnlichen Aufschriften, oft versehen mit den Telefonnummern der nächstgelegenen Polizeidienststellen. Ich erblickte auch Kindergartengruppen und Schulklassen, die von bewaffneten Männern schützend begleitet wurden.

Der Spielplatz der Schule, in der ich zu Besuch weilte, lag verwaist im Sonnenschein eines wunderbaren Frühlingstages. Er war einst außerhalb der Umzäunung rund um die Schule eingerichtet worden; die zerbrochenen Schaukeln, der Sandkasten ohne Sand und die zwei abgesägten Fußballtore bedrückten mich. Das alles glich Szenen einer Geisterlandschaft. Jane Gordon, eine Lehrerin der Schule, erklärte mir: „Wir haben den Platz gewissermaßen stillgelegt. Er liegt sehr ungünstig. Man kann ihn von der Schule aus schlecht einsehen. Auf der anderen Straßenseite wohnt niemand, der Park schließt sich an. Die Gegend hier ist verkehrsarm. Was einmal der große Vorteil für diesen Spielplatz war (die Kinder konnten ungestört herumtoben), hat sich nun ins Gegenteil verkehrt. Sehen Sie hier: Stöße von Briefen. Eltern rufen gleichsam um Hilfe, weil die Schüler Angst vor den Ferien haben. Für Sommerprogramme, für organisierte

Ferienlager oder so etwas, haben die Behörden noch nie Geld gehabt. Aber aufgrund der Mordserien veranstalteten die Eltern umliegender Schulen im Umkreis mehrere Wohltätigkeitsveranstaltungen; sie sammelten privat Geld für Ferienspiele, damit die Kinder nicht auf sich allein gestellt bleiben. Wir, einige Lehrer benachbarter Schulen, werden also auf eigene Faust ein paar Sommeraktionen für die Kinder durchführen – unentgeltlich, in unserem eigenen Urlaub. Jetzt laufen Verhandlungen, um für diese Zeit ein paar Leute des ‚Freiwilligen-Schutzes' zu bekommen. Eine schreckliche Situation."

Atlantas schreckliche Situation. Es ist die Situation einer Stadt, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln aus Farbigen besteht. Die jedoch kaum Anteil haben am großen Reichtum dieses südlichen Aushängeschildes der USA. Die unter dem Rassismus leiden müssen, der gerade in Atlanta besonders ausgeprägt ist.

Überall in der Stadt sagten mir die Leute, mit denen ich sprach: Hätte es sich bei den ermordeten Kindern um die Sprößlinge reicher oder einfach nur weißer Einwohner gehandelt – die Polizei hätte sehr schnell ge-




handelt. Aber nur die Kinder von Schwarzen? Nur die Kinder von armen Leuten? Also hat es sehr lange gedauert, ehe eine 90 Mann starke Sondertruppe der Polizei, assistiert von Spezialisten aus Washington und New York, die systematische Suche nach dem oder den Mördern der Kinder aufnahm. Inzwischen hatten sich Bürger Atlantas bereits zu Selbsthilfe-Organisationen zusammengeschlossen. In provisorisch eingerichteten Büros werden Listen von vermißten Kindern angefertigt, und dann suchen die Freiwilligentrupps die Wald- und Flußgegenden nach Spuren, nach Lebenszeichen ab. Meist am Wochenende oder abends, nach der Arbeit. In den Armenvierteln Atlantas gibt es nämlich kaum eine Übersicht über die dort lebenden Menschen. Vermißte sind also alltäglich, und jedes heute fehlende Kind kann schon morgen als das nächste Opfer des Serien-Mörders aufgefunden werden ...

Peter Springs, ein junger Busfahrer, Mitglied einer dieser Selbsthilfe-Organisationen, erzählte mir: „Wir haben einen Telefondienst eingerichtet, viele Leute der Nachbarschaft kennen die Nummer, rufen an, wenn ihre Kinder eine Begleitung brauchen. Wir drucken Handzettel für richtiges Verhalten auf dem Schulweg, und jeden Sonnabend schulen einige Mitarbeiter von uns jene Eltern, die nicht lesen können. Bestimmte Telefonnummern sowie ein paar Geldstücke zum Anrufen gehören zu den wichtigsten ‚Waffen' im Atlanta dieser Tage ... Ich weiß nicht, wer die Mörder sind. Aber eins ist sicher: Schuld an allem ist die rassistisch vergiftete Atmosphäre. Sie wird auch nicht verschwunden sein, wenn der oder die Täter gefaßt werden sollten. So gesehen ist unsere Freiwilligenhilfe eigentlich sinnlos, und oft sind wir verzweifelt und ratlos, wie alles werden soll. Man hat richtig Angst, eine Familie zu gründen. Welche Zukunft kann man seinen Kindern bieten? Viel nicht; oft nur die Chance zu überleben. Nur weil wir arm und keine Weißen sind ..."

Mehrere Tage war ich durch das moderne, faszinierende Atlanta gefahren. Nein, auf den ersten Blick sah man dieser Stadt nicht an, daß zum Beispiel im Vorjahr 17 412 Überfälle, 6 004 Raube und 244 Morde zum Alltag gehörten. Aber aus der Welt schaffen läßt sich das menschenfeindliche Gesicht des Imperialismus durch Beton, Glas und die Himmelsnähe der Wolkenkratzer nicht!

Peter Springs sagte es sehr treffend: „In unserer Gesellschaft muß man mit der Furcht vor Verbrechen leben. Das isoliert den Menschen. Der Bekanntenkreis wird kleiner. Schon den Kindern steht es nicht mehr frei, zu gehen wohin sie wollen. Wir alle fühlen uns in die Enge getrieben."

Bilder und Gedanken aus der uns fremden imperialistischen Welt!

Text und Foto: Hans-Dieter Schütt

# Der große und der kleine Mond

Natürlich hat die Erde nicht zwei Monde! Gemeint ist der eine, uns allen gut bekannte Mond, der sich in 29,5 Tagen um unsere Erde bewegt. Rechnen wir z. B. von Vollmond bis zum nächsten Vollmond, so vergeht fast ein Monat.

Die Bahn des Mondes ist, wie bei den meisten Himmelskörpern, kein Kreis, sondern eine **Ellipse**. Die Erde steht daher nicht im Mittelpunkt, wo sich die beiden Achsen kreuzen, sondern im sogenannten **Brennpunkt** der Ellipse. Bei jedem Mondumlauf befindet sich der Mond einmal näher an der Erde, dann wieder weiter entfernt. Wir sprechen von **Erdnähe** und **Erdferne**, das bedeutet, daß der Mond 406 740 km oder nur 356 410 km von uns entfernt sein kann. Der Unterschied ist mit 50 330 km recht groß, wenn man bedenkt, daß der Mond – im Vergleich mit anderen Himmelskörpern – keine große Entfernung hat.

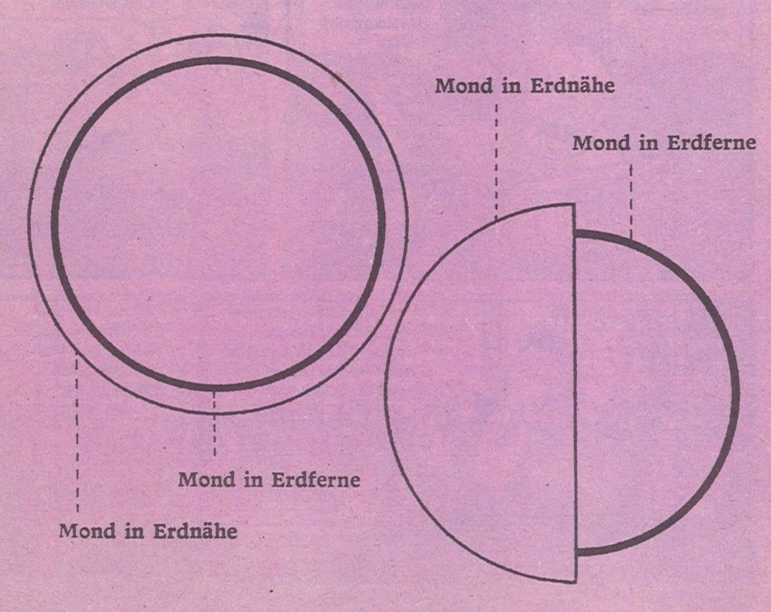
Wir wissen, daß uns ein Gegenstand um so größer erscheint, je näher er ist, wird die Entfernung größer, erscheint uns dieser Gegenstand kleiner. Jeder Gegenstand hat somit eine **wirkliche Größe**, die nicht von der Entfernung abhängig ist. Was wir sehen, ist die **scheinbare Größe**, die je nach der Entfernung verschieden ist. Bei den Himmelskörpern sprechen wir vom **scheinbaren Durchmesser** oder vom **Scheibendurchmesser**. Übrigens: Der Scheibendurchmesser der Sonne ist ungefähr so groß wie der des Mondes. Da die Sonne rund 400mal größer als der Mond ist, muß sie demnach auch 400mal weiter als der Mond entfernt sein. Eine einfache Rechnung, die glatt aufgeht!

Befindet sich der Mond in Erdnähe, so erscheint er uns um ein wenig größer als in Erdferne. Vergleichen wir den scheinbaren Monddurchmesser mit einem Zehnpfennigstück, das einen Durchmesser von 21 mm hat! Halten wir unser Zehnpfennigstück in einer Entfernung von 2,15 m, so können wir damit den Vollmond in Erdnähe genau verdecken. Das Geldstück erscheint uns in dieser Entfernung so groß wie der Mond. Befindet sich aber der Vollmond in Erdferne, müssen wir das Geldstück in eine Entfernung von 2,46 m halten – also 31 cm weiter entfernt.

Wenn wir uns die volle Mondscheibe in den verschiedenen Entfernungen vorstellen, ergeben sich zwei verschieden große Monde (Bild). Noch deutlicher wird es, wenn wir den Halbmond vergleichen, die beiden scheinbaren Durchmesser sind doch recht unterschiedlich groß.

Die Berechnung der Mondbahn gibt den Astronomen noch manche harte Nuß zu knacken auf. Unser Begleiter wird durch die Anziehungskraft unserer Erde, der Sonne und auch der anderen Planeten beständig gestört. Aus diesem Grunde kommt es nicht in jedem Monat zu den genannten Entfernungen. Der Mond befindet sich dann etwas näher oder weiter von der Erde entfernt.

**Arnold Zenkert**






Mutz und Strubbel haben ihrem Ruf als Erfinder schon seit langem keine Ehre mehr gemacht. Da hilft ihnen eines Tages Lehrer Walter mit seiner Soli-Basar-Idee ungewollt auf die Sprünge. Zumindest Freund Mutz entwickelt ganz besondere Erfinderaktivitäten.











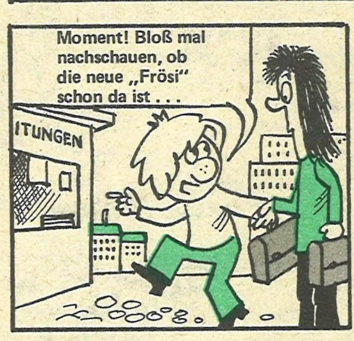










































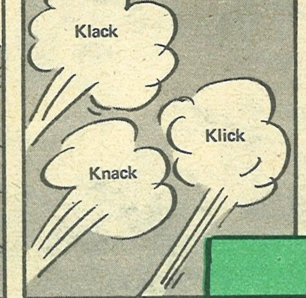


























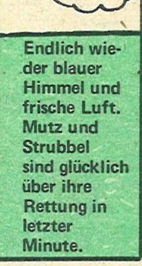


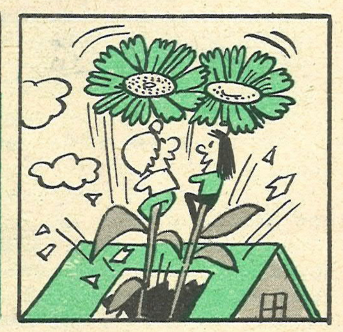
Wir sind gefangen. Die Tür ist völlig zugewuchert.









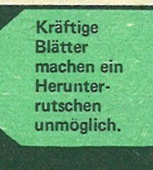




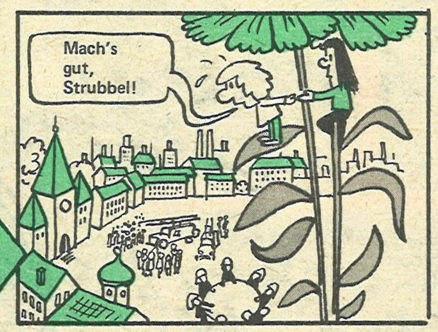









Die Freiwillige Feuerwehr hat ein Sprungtuch entfaltet.



















# Frösi-Schatztruhe

| Stahl-Schrott kg | | | | | Guß-Bruch kg | | | | | Buntmetall kg | | | | | Spray-Flaschen Stck. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 |
| 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 |
| 12 | 14 | 16 | 18 | 20 | 12 | 14 | 16 | 18 | 20 | 12 | 14 | 16 | 18 | 20 | 12 | 14 | 16 | 18 | 20 |
| 22 | 24 | 26 | 28 | 30 | 22 | 24 | 26 | 28 | 30 | 22 | 24 | 26 | 28 | 30 | 22 | 24 | 26 | 28 | 30 |
| 32 | 34 | 36 | 38 | 40 | 32 | 34 | 36 | 38 | 40 | 32 | 34 | 36 | 38 | 40 | 32 | 34 | 36 | 38 | 40 |
| 42 | 44 | 46 | 48 | 50 | 42 | 44 | 46 | 48 | 50 | 42 | 44 | 46 | 48 | 50 | 42 | 44 | 46 | 48 | 50 |

Name:
Vorname:
Alter:
Anschrift:

Stempel der Aufkaufstelle



Das ist wieder eine Möglichkeit, Schätze, die im Verborgenen schlummern, zu bergen! Es ist außerdem die zweite Möglichkeit, eine „Frösi"-Schatztruhe zu gewinnen!

## Alle machen mit!

Sammelt Altmetall entsprechend der Sorten, die auf dem Tipschein vorgedruckt sind. Schneidet die „Schatztruhe" aus, und nehmt sie mit zur Aufkaufstelle. Dort kreuzt ihr euer Sammelergebnis in der entsprechenden Spalte an und laßt es euch mit einem Stempel bestätigen.
Nun klebt ihr die Schatztruhe auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 15. April 1982 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

## Schatzsucher!

In „Frösi" 5/82 veröffentlichen wir die nächsten Gewinnzahlen. Mitmachen lohnt sich! Wer zwei Zahlen richtig angekreuzt hat, der gewinnt bereits einen kleinen Preis. Je mehr Zahlen richtig sind, desto größer der Gewinn – für unsere Volkswirtschaft und für euch!
Die Gewinnzahlen aus „Frösi" 1/82 lauten: 16 / 4 / 8 / 32
Die Gewinner werden von uns benachrichtigt.

„Ein einfacher Held ist der, der den Feind schlägt und sein Leben gibt. Ein zweifacher Held aber ist der, der den Feind besiegt und am Leben bleibt."
*Alexander Bek (Die Wolokolamsker Chaussee)*

# Was zählt eine Minute bei unseren Soldaten

—

In einer Minute kann ein Panzer im Gelände 300 bis 450 Meter zurücklegen und dabei vier Schuß aus der Kanone abfeuern. Für unsere Panzerbüchsenschützen heißt es deshalb: Treffen mit dem ersten Schuß!
Verzögert sich bei einer Bedienung einer Panzerabwehrkanone die Zeit bis zur Abgabe des nächsten Schusses um 10 Sekunden, so kann ein feindlicher Panzer weitere 50 m vorstoßen und einen neuen Schuß aus seiner Kanone abfeuern.

—

In einer Minute kann ein modernes Abfangjagdflugzeug bei zweifacher Schallgeschwindigkeit etwa 40 Kilometer überfliegen.
Wenn ein Funkorter mit seiner Funkmeßstation ein Luftziel, das mit 900 km/h Geschwindigkeit fliegt, nur 20 Sekunden zu spät auffaßt, so kann sich dieses Flugzeug weitere fünf Kilometer unerkannt nähern. Fliegt dieses Ziel mit einer Geschwindigkeit von 1 500 km/h, so sind es in 20 Sekunden bereits acht Kilometer. Faßt eine Bedienung einer 23-mm-Flak ein angreifendes Flugzeug, das mit 900 km/h Geschwindigkeit fliegt, bei einer Schrägschußentfernung von 2 500 Metern nur 10 Sekunden zu spät auf, so hat das Flugzeug die Stellung bereits überflogen, ehe der erste Feuerstoß abgegeben wurde.

—

In einer Minute kann ein Maschinenpistolenschütze aus seiner Waffe 100 Schuß Dauerfeuer abgeben.

—

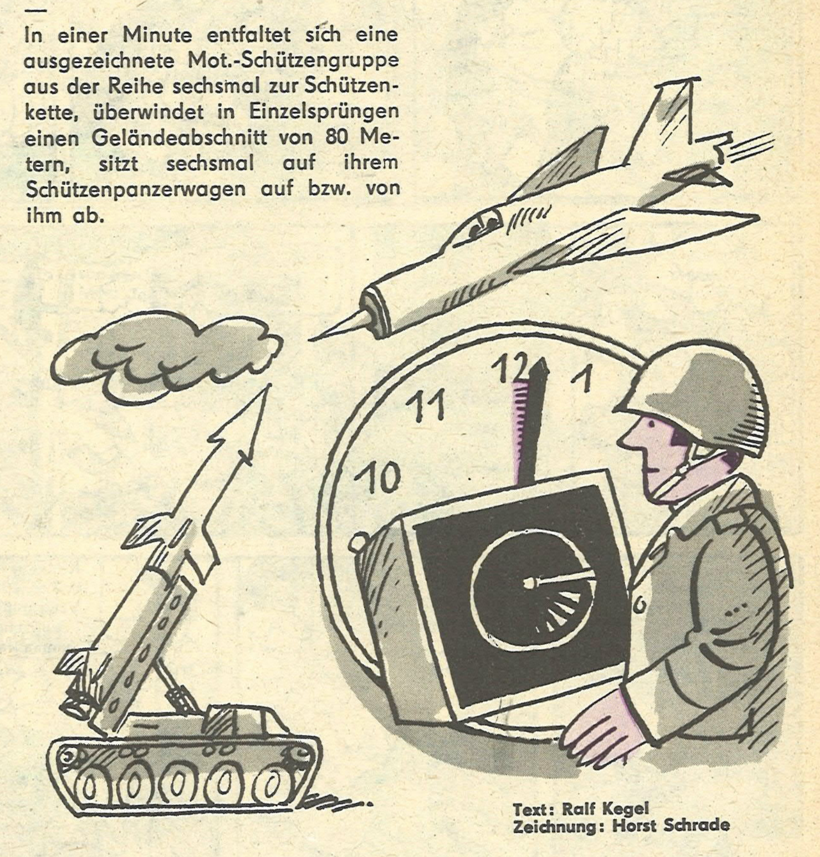
In einer Minute gibt ein ausgezeichneter Mot.-Schütze aus seiner Maschinenpistole 10 gezielte Einzelschüsse ab.

—

In einer Minute legt eine ausgezeichnete Mot.-Schützengruppe mit ihrem Schützenpanzerwagen im Gelände mehr als 300 Meter zurück.

—

In einer Minute entfaltet sich eine ausgezeichnete Mot.-Schützengruppe aus der Reihe sechsmal zur Schützenkette, überwindet in Einzelsprüngen einen Geländeabschnitt von 80 Metern, sitzt sechsmal auf ihrem Schützenpanzerwagen auf bzw. von ihm ab.




Text: Ralf Kegel
Zeichnung: Horst Schrade

# „Stapellauf in der Buddel!“

Dieser aufregende Vorgang ereignete sich auf der Ein-Mann-Werft von Rudi Ehlert in Prerow auf dem Darß. Seit vielen Jahren „zaubert“ der alte Fahrensmann Schiffe in die Buddel. Rund zweihundert Jahre alt ist diese Kunst, die von den Matrosen auf den großen Segelschiffen, den „Windjammern“ betrieben wurde. Während der langen Reisen über die Weltmeere bauten sie Flaschenschiffe als Geschenke für ihre Verwandten zu Hause.

Rudi Ehlert beherrscht die Kunst des Bauens von Buddelschiffen wie kein anderer an der Küste bei uns. Unter seinen geschickten Händen entstehen die „Krusenstern“ oder die „Wilhelm Pieck“ in der Flasche so originalgetreu, daß man meint, das Rauschen der Wellen und die Kommandos des Skippers zu vernehmen ...

Rund zwanzig Stunden dauert so ein „Stapellauf“, ehe das Schiff sicher in der Buddel „schwimmt“.

Hier erlebt ihr solch einen Stapellauf einmal mit.

Tja, das ist sozusagen die Kiellegung unseres Windjammers. Mit Säge, Raspel und Stechbeitel wird aus weichem Holz der Schiffskörper geformt.

Mit einer angeschliffenen Nähnadel werden ungefähr 48 Löcher durch den Schiffsrumpf gebohrt, durch die später die Fäden der Tagelung gezogen werden *(Foto 1)*.

Unser Schiff wird getakelt! Masten und Rahen aus Erlenholz und die Segel aus Papier werden ganz wie bei den alten Windjammern angebracht! Eine kunstvolle Arbeit!

Wasser marsch – in die Flasche! Wasser – sprich: blau gefärbter Kitt – wurde per Holzstange in die Flasche getrickst! Ein Stückchen brauner Kitt – das Land – kam noch dazu *(Foto 2)*.

Jetzt wird es spannend! Alle Masten lassen sich nach hinten umlegen und sind mit langen Fäden, die durch den Schiffsrumpf führen, befestigt. Die Segel müssen sorgfältig geglättet werden *(Foto 3)*.

Wellenmacher! Mit einem gebogenen Stab glättete Rudi Ehlert den Kitt und drückte die Wellen hinein. So runde vier Windstärken werden gerade in dieser Buddel sein.

„Das ist der große Augenblick, wo der Elefant ins Wasser rennt!“ meint Rudi Ehlert. Jetzt kommt das Schiff in die Buddel rein. Sorgfältig wird es durch den Flaschenhals geschoben. Ein Drittel Platz nehmen Masten und Rahen ein, zwei Drittel Platz beansprucht der Schiffskörper *(Foto 4)*.

Kaum durch den Flaschenhals bugsiert, wird unser Schiff mit einem langen Stab in den Kitt gedrückt *(Foto 5)*.

Jetzt beginnt für den Buddelschiffbauer eine Arbeit, zu der er viel, viel Geduld benötigt. Mit Hilfe der langen Fäden, die aus dem Flaschenhals heraushängen, zieht er die Masten hoch und ordnet mit einem langen Haken Masten, Rahen und die Segel. 83 mm hoch sind die Masten dieser Viermastbark *(Foto 6)*.

Da steht es nun in voller Schönheit, unser Buddelschiff, nachdem die Fäden mit einer langen Schere abgeschnitten wurden. Korken zu – und die „Buddelschiffahrt“ kann beginnen! Buddelschiff, ahoi! *(Foto 7)*

Allzeit gute Fahrt! wünschen wir unserem Buddelschiffbauer Rudi Ehlert und seiner „Buddelschiffflotte“.

Text und Fotos:
Peter-Klaus Eckert

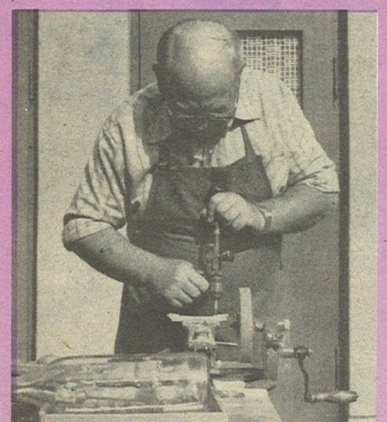
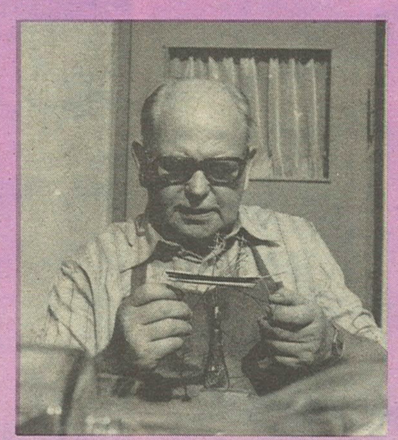
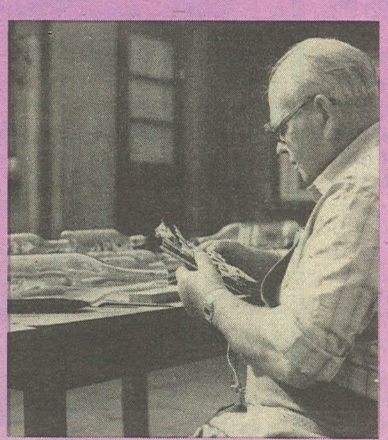
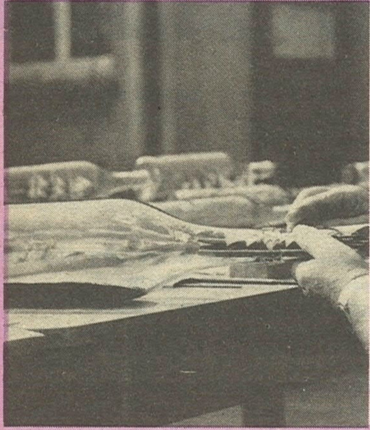


Foto 1


Foto 2


Foto 3


Foto 4

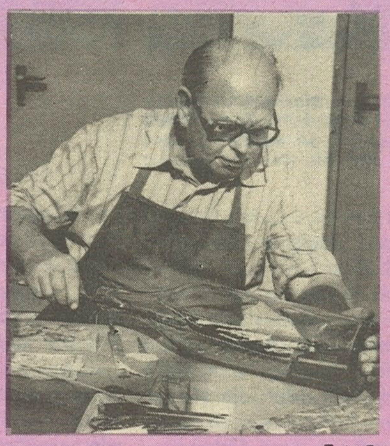
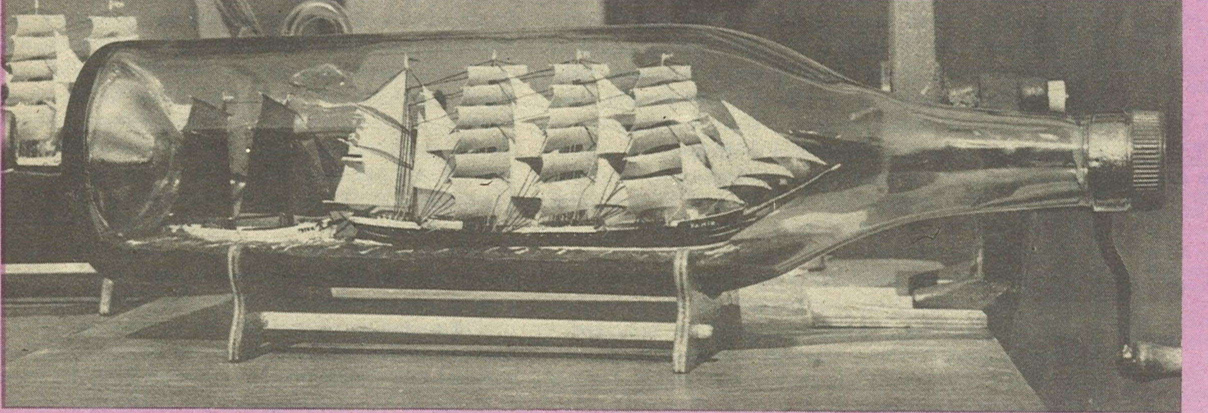

Foto 5


Foto 6


Foto 7



**Seit dem 10. September 1980 erscheint wöchentlich eine Zeitung für die Jugend Afghanistans, „Die Fahne der Jugend". Zia Aziz (auf dem Foto links) ist ihr Chefredakteur und Farouk Ariqu ist Redakteur.**

## Für euch notiert

Die Freie Deutsche Jugend und ihr Verlag „Junge Welt" hatte Ende des Jahres 1981 liebe Gäste. „Frösi" war für euch dabei, als Zia Aziz und Farouk Ariqu vom Kampf der Volksmacht und des Jugendverbandes in ihrer Heimat Afghanistan berichteten.
Aufmerksam hörten beide zu, als wir von eurem Lernen und den vielen Pioniertaten zur Stärkung des Sozialismus bei der Erfüllung des Pionierauftrages „Pionierexpedition – Immer bereit!" berichteten. Zia schrieb dann für alle Pioniere der DDR auf Persisch in arabischen Schriftzeichen folgenden Gruß nieder:

**„Folgende Begebenheit ereignete sich bei der Verteilung unserer Zeitung ‚Die Fahne der Jugend'.**
**Im September 1981 wurde ein Pionier für seine Leistungen bei der Verteilung unserer Zeitung als Bester ausgezeichnet.**
**Aus diesem Anlaß veröffentlichten wir in der Zeitung sein Foto. Konterrevolutionäre fanden den Jungen. Sie schlugen ihn so grausam zusammen, daß er nicht mehr laufen konnte. Und dennoch schrie er in diesem Augenblick den Banditen zu: ‚Ihr könnt mich schlagen und wieder schlagen! Aber ich werde die Zeitung trotzdem weiter verteilen!'**
**Die Kinder und Pioniere, die Mitglieder Eurer Bruderorganisation in Afghanistan, hat die Volksmacht gerettet. In der DDR haben Eure Eltern und Großeltern unter Führung der SED den Faschismus ausgerottet. Die Eltern der Kinder in Afghanistan zerschlagen die letzten konterrevolutionären Versuche des Imperialismus.**
**Das alles dient dem Ziel der Errichtung des Sozialismus und Kommunismus. Denn er ist das Glück der Kinder."**

# FARID

Noch ist kein Mensch in dem kleinen Tal, eingebettet von den Gebirgszügen des Hindukusch in Afghanistan, zu sehen. Die Hänge sind noch nicht grün. Zeigen sich die ersten Pflänzchen, dann hält hier eine kleine Gruppe von Halbnomaden vom Stamme der Pashbu ihren Einzug. Es sind etwa 30 Familien. Viele Kinder sind dabei. Unter ihnen ist auch der elfjährige Farid.





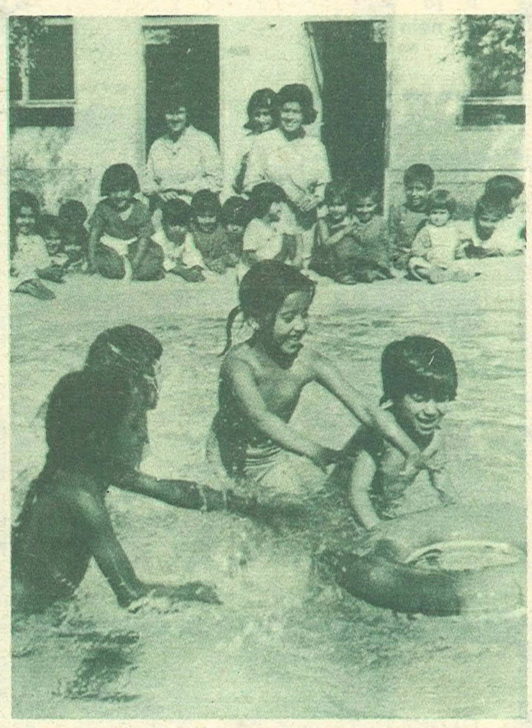
**Die Straße über den Salang-Paß ist ein eindrucksvolles Symbol afghanisch-sowjetischer Freundschaft. Diese Verkehrsverbindung entstand mit großer Unterstützung der Sowjetunion in den Jahren von 1959 bis 1964.**



Mit ihren Herden, allen Zelten und Gepäck ziehen sie zwischen Afghanistan und Pakistan über die Grenze hin und her, damit ihre Schaf- und Ziegenherden immer genügend Futter finden. Doch die meiste Zeit des Jahres verbringen sie in diesem kleinen Tal in Afghanistan. Sind die Zelte aufgestellt, gleicht eigentlich ein Tag dem anderen. Die Frauen bestellen die Felder, die Männer hüten die Herden oder treiben sie zu den Käufern in die nahgelegenen größeren Ortschaften. Für Farid bringt jeder Tag etwas Neues, sei es beim Hüten der drei Ziegen, die der Familie gehören, oder beim Spielen. Eine Schule kennt er jedoch nicht. Farid kann nicht lesen und nicht schreiben wie fast alle Männer und Jungen, alle Frauen und Mädchen dieser Stammesgruppe.
Nur der Stammesführer ist in der Lage zu schreiben oder mühsam etwas zu lesen. So wie ihnen geht es fast allen in Afghanistan: 97 Prozent aller Frauen und 90 Prozent aller Männer und Jungen sind Analphabeten.
Von den Ausflügen ins Vorgebirge bringen die Männer immer Neuigkeiten mit, die sie sich dann abends am Feuer erzählen. Die Frauen sind davon ausgeschlossen. Es ist so Tradition, daß Frauen und Mädchen immer mit einem langen schwarzen Gewand und einem Gesichtsschleier herumlaufen müssen. Dies schreibt die Religion des Islam vor.
Farid war erst neun Jahre, als er an den abendlichen Lagerfeuern erstmals die Worte „Aprilrevolution", „Volksmacht" und „Bodenreform" hörte. Mit der Zeit verstand er dann auch, was damit gemeint war.
Am 27. April 1977 hatten in Afghanistan revolutionäre Kräfte eine Revolution durchgeführt. Leute wie sein Vater, aber auch seine Mutter, denn auch Frauen sollten gegen den Widerstand der Geistlichen das Land regieren helfen, hatten die Macht übernommen. Den Großgrundbesitzern wurde das Land weggenommen, elf Millionen Bauern die riesigen Schulden erlassen, die durch Betrug und Wucher der Geldverleiher so hoch waren, daß sie sie nie in ihrem ganzen Leben hätten abzahlen können. Es gab zwei Millionen landlose Bauern, aber nur 7 000 Großgrundbesitzer, die alles besaßen. Sie hielten die Bauern zum Teil wie Leibeigene, die sie ausplündern, prügeln, ja sogar töten konnten, ohne dafür bestraft zu werden. Damit war es nun zu Ende. Die Wasserquellen und Brunnen wurden Eigentum aller und damit dieses lebenswichtige Naß, das es in manchen Gegenden Afghanistans viel zu wenig gibt, für alle zugänglich. Am wichtigsten aber war für Farid,



Sie drohten damit, das Lager zu überfallen und die Mitglieder des Stammes zu töten, sollten sie weiter die Politik der Volksmacht unterstützen. Gleichzeitig forderten sie die Männer der Gruppe auf, gemeinsam mit ihnen gegen die Kräfte der Volksmilizen, in denen sich junge Arbeiter und Studenten zusammengeschlossen hatten, zu kämpfen. Waffen und Munition wollten sie liefern, und sie zeigten ihre eigenen Gewehre und Granaten, die in den USA und China hergestellt worden waren. Doch die Männer weigerten sich. Und dann kam nie mehr Ruhe ins Lager. Zwei Männer starben eines Nachts bei bewaffneten Auseinandersetzungen mit den Banden. Die beiden Lehrer wurden



Überall in Afghanistan entstehen Kindheime für Waisen. Die Eltern der Kinder wurden durch konterrevolutionäre Banden ermordet. Die Volksmacht schuf ihnen ein neues Zuhause.

Text: Martina Doering
Fotos: ADN/ZB (4), Wolfgang Türk (1)

daß Schulen gebaut wurden und alle lesen und schreiben lernen sollten. Zehntausende von Lehrern und Studenten hatten sich bereits im ersten Jahr der Revolution bereit erklärt, als Lehrer aufs Land zu gehen. Zwei Lehrer, ein Mann und eine Frau, kamen auch in das kleine Tal, in dem Farid mit seiner Familie wohnte. Doch die Stammesgruppe stand den Veränderungen abwartend gegenüber.
Später übernahm dann eine neue Regierung die Macht. Die Stammesführer begaben sich nach Kabul, um an einer Beratung mit Vertretern aller Stämme Afghanistans und der neuen Regierung teilzunehmen. Jedes Volk, jeder Stamm sollte in Afghanistan mitbestimmen über die zukünftige Entwicklung. Die Stammesgruppe beriet ihre Haltung zur neuen Regierung und beschloß, aktiv an den Umgestaltungen teilzunehmen. In der Nähe des Tales wurde für alle eine Schule gebaut. Einmal zog die Schar der Kinder los, um sich die fast fertige Schule anzusehen. Schon wenige Wochen später erzählten die Männer, nachdem sie von kurzen Ausflügen in die Berge zurückgekommen waren, daß sie Spuren bewaffneter Banden gesehen hätten. Und eines Nachts hörte man Schüsse ganz in der Nähe. Drei Gestalten näherten sich dem Lager und verlangten den Stammesführer zu sprechen.

eines morgens in der Nähe des Lagers erdrosselt aufgefunden. Dann brannte die Schule. Dabei dachten die Konterrevolutionäre, daß ein Volk in Dummheit gehalten, bereitwillig ihren Lügen glaubt und ihren Forderungen Folge leistet. Ehemalige Großgrundbesitzer, die Eigentümer von Wasserquellen und Brunnen, ehemalige Getreue des afghanischen Königs, verhetzte oder angeworbene Menschen, denen die neue Zeit nicht paßte, hatten sich in den Banden zusammengefunden. Sie wurden von China, den USA und anderen imperialistischen Ländern unterstützt. Mehr als 800 Schulen brannten nieder, Tausende Lehrer wurden ermordet und viele Überfälle auf friedliche Stämme verübt. Eines nachts kam es auch zu einem Überfall auf das Lager von Farid. Die Stammesmiliz konnte sich der gut bewaffneten Banden nicht erwehren. Farid sah nur noch, wie seine Eltern und Geschwister hingemetzelt wurden. Dann versank er in eine bodenlose Finsternis.
Als er wieder zu sich kam, lag er in einem weißen Bett. Männer und Frauen umstanden ihn in weißen Kitteln und weißen Mützen auf dem Kopf. Später erklärte man ihm, er sei in einem Krankenhaus in Kabul, der Hauptstadt Afghanistans.

Fortsetzung folgt



Die Schule ist nicht mehr nur den Kindern der Reichen offen. Bildung ist heute für alle da.

## „Frösi"-Blitzinterview

*Welche Probleme gab es, bis ihr die Zeitung herausgeben konntet?*

Es gab und es gibt so viele Schwierigkeiten, daß man gar nicht weiß, welche man zuerst aufzählen soll. Wir brauchten Papier. Jetzt erhalten wir es aus der Sowjetunion. Gedruckt werden die Zeitungen auf Maschinen aus der DDR. Dann gibt es Schwierigkeiten mit der Verteilung der Zeitung. Die entfernt liegenden Provinzen sind schwer zu erreichen, da die Verkehrswege schlecht sind. Niemand hielt es während der jahrzehntelangen Feudalherrschaft für nötig, sie instandzusetzen.

*Euer Land hat den Kampf gegen das Analphabetentum aufgenommen.*
*Welche Fortschritte habt ihr erreicht?*

In Städten und Dörfern, Fabriken und Krankenhäusern wurden Kurse eingerichtet, in denen Jungen und Mädchen, Männer und Frauen und sogar Greise schreiben und lesen lernen. Unsere Zeitung wird übrigens in diesen Kursen auch als Lehrmittel benutzt, da ja entsprechende Lesebücher in ausreichender Menge fehlen.

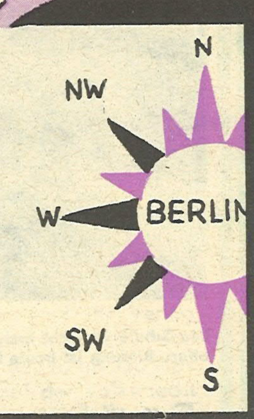
*Noch immer ist in eurem Land die Konterrevolution nicht besiegt.*
*Wie hilft die Jugend dabei, die Banden zu zerschlagen, die Revolution zu verteidigen?*

Es stimmt, die Konterrevolution ist zwar schwächer geworden, aber sie ist noch immer aktiv. Kleinere Banden verüben Überfälle auf Verkehrswege und zerstören sie. Sie überfallen Lehrer und brennen die Schulen nieder. Doch die Jugend hilft, die Konterrevolutionäre zu besiegen. Jugendliche von 15 bis 22 Jahren haben sich in Brigaden zusammengeschlossen. Diese kontrollieren Autobusse, die Preise auf dem Markt, die Aufbauarbeiten in Stadt und Land. Jederzeit sind sie bereit, Schulen und Krankenhäuser mit der Waffe in der Hand zu schützen. Dabei vollbringen die Jugendlichen viele Heldentaten.

Ein Beispiel:
Zumeist sind die in den Brigaden organisierten Mädchen verantwortlich für die Pflege Verwundeter. Doch einige tragen auch Waffen. Fassellah war eine von ihnen. Eines Tages fuhr sie in der Nähe der Stadt Herat mit ihren Kameraden Streife. Plötzlich wurden sie von Konterrevolutionären überfallen. Fassellah hat mit ihren Kameraden tapfer gekämpft, bis sie eine tödliche Kugel traf. Sie war ein schönes Mädchen. Jeder in Afghanistan kennt ihr Bild und ihren Namen trägt eine Straße in Herat.

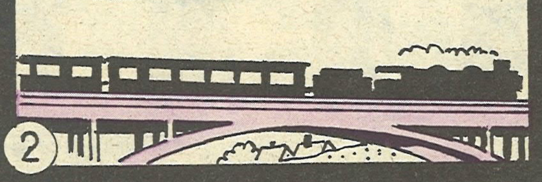
# TURNIER MIT DIR

**UBERLEGE**
– liegt der Harz
x nordwestlich
y westlich
z südwestlich
von Berlin?




1

**PRUFE**
– ist es möglich, daß ein Zug von Bautzen nach Quedlinburg folgende Flüsse überquert? Spree – Schwarze Elster – Elbe – Mulde – Saale
u ja
v nein



2

**ANGENOMMEN**
– die Fahrt geht von Weimar exakt westwärts, berührt dann die Fahrtroute die Städte
t Weißenfels – Mühlhausen
u Saalfeld – Suhl
v Gotha – Eisenach?






3




**ENTSCHEIDE**
– Ein Reisezug steht in Erfurt und soll nach Jena fahren. Fährt er dann
b nördlich
c südlich
d westlich
e östlich?

4



**STREICHE**
– die Stadt heraus, die nicht an der Elbe liegt:
a Meißen
b Dresden
P Wittenberg
r Halle
w Magdeburg

5



**FAHRKARTEN**
– nach Schmilka, Krippen, Rathen oder Bad Schandau führen dich ins
k Erzgebirge
l Elbsandsteingebirge
m Vogtland

6

**WO**
– liegt das bekannte Ostseebad Bansin gleich in der Nähe von Heringsdorf!
ö auf Rügen
ä auf Usedom?



7

**ORDNE**
– Wie führt die Fahrtroute von Ost nach West
r Weimar – Erfurt – Jena
s Jena – Weimar – Erfurt?

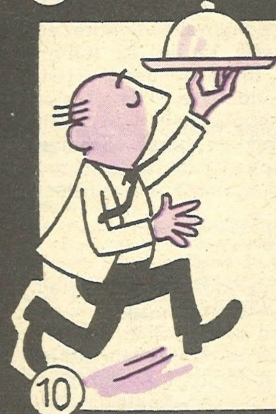


8

**DENKE NACH**
– Wenn du in der DDR von einem 1 214 Meter hohen Punkt ins Land schauen möchtest, mußt du dann auf dem
s Fichtelberg
t Großen Inselsberg
u Großen Beerberg
stehen?



9



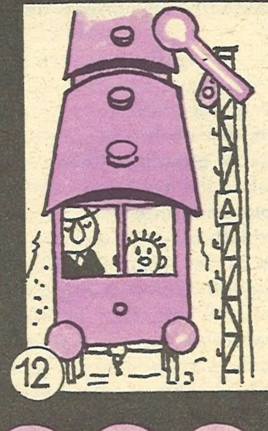
**SERVIERT**
der MITROPA-Kellner im Speisewagen die bekannte
g Dresdner Weiße
h Dresdner Salami
i Dresdner Stolle?

10



**ERKENNT**
– man vom Zuge aus in Eisenach
e Festung Königstein
f Albrechtsburg
g Wartburg?

11



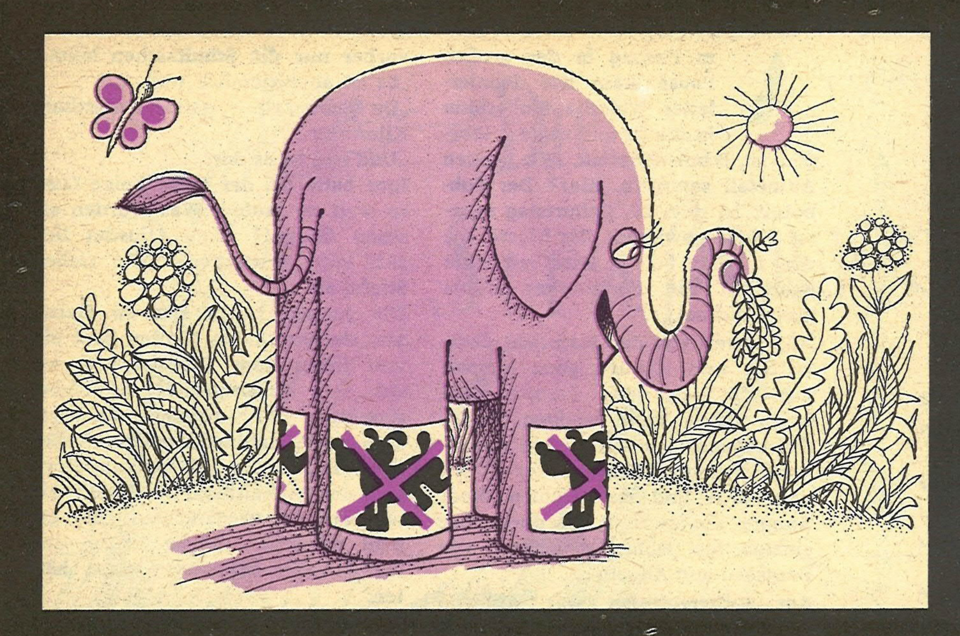
**WAS**
stimmt? Ein Zug fährt von Berlin aus gradlinig nach Norden. „Landet" er dann auf der Insel Rügen
! ja
. nein?

12

Zeichnungen: Otto Sperling

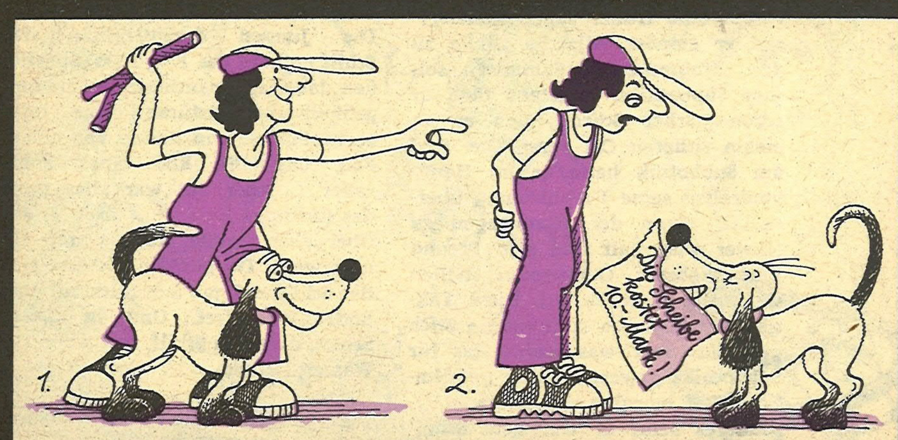
Trage die richtigen Antwortbuchstaben in die entsprechenden Felder ein. Sie nennen eine wichtige Eigenschaft von Thälmannpionieren.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

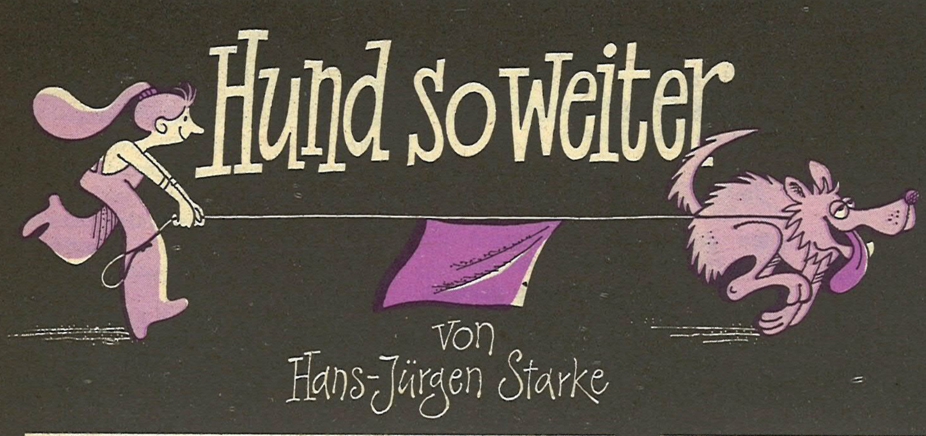




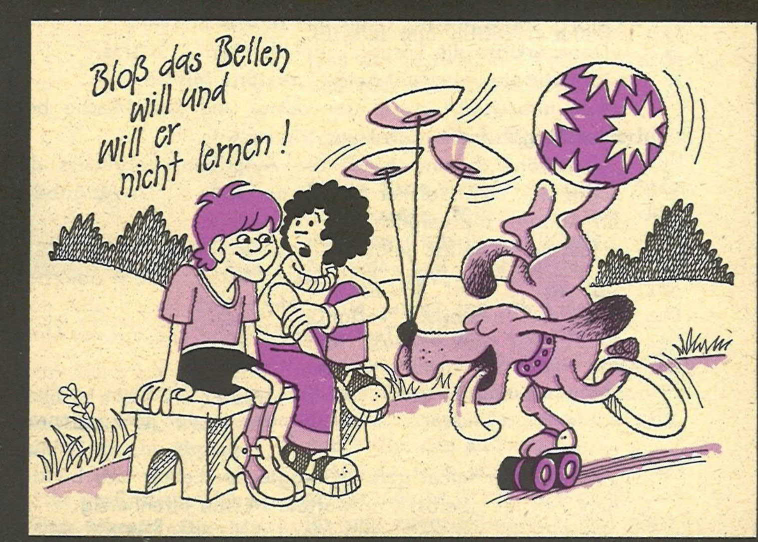
1.
Platz !!!
2.

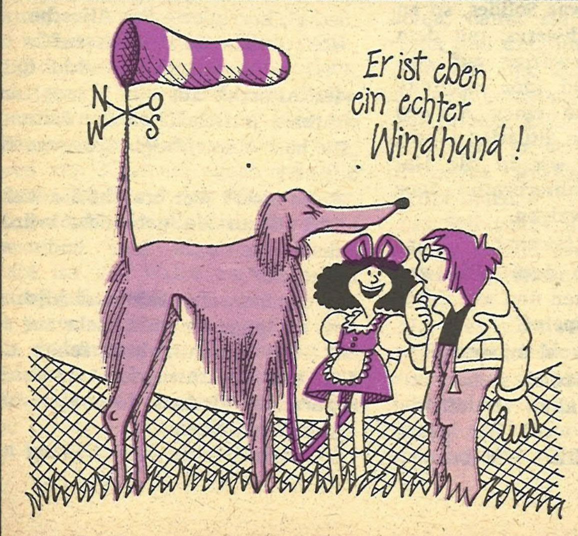
1.
2.
Die Scheibe kostet 10,- Mark!

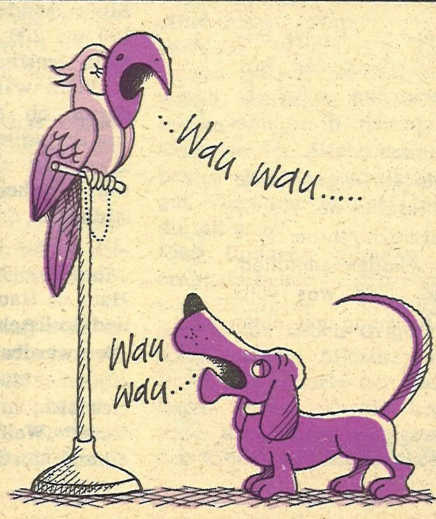
Hund so weiter
von
Hans-Jürgen Starke

Bloß das Bellen will und will er nicht lernen !

N
W
S
Er ist eben ein echter Windhund !

Wau wau.....
Wau wau...




HUNDE RASSEN

# Gleichung mit einer UNBEKANNTEN

**Erzählung von K. Melinchan**

Mischa hatte schon die 1. Klasse einer normalen Schule – nicht einer Spezialschule – hinter sich. Und der Lehrer hatte den letzten Kurs einer ebenfalls normalen Universität hinter sich. Aber man schickte ihn in die Schule – als Lehrer. Aus Kummer gab er den Kindern gerade diese Aufgabe für zu Hause. Mit einer Unbekannten. Keiner konnte die Aufgabe lösen, außer Mischa.

„Hast du sie selbst gelöst?" fragte der Lehrer. „Na, sicher!" sagte Mischa, dessen Vater Leiter einer mathematischen Abteilung war.

„Dann erkläre die Lösung", bat der Lehrer listig. „Ich geniere mich", erklärte Mischa. „Ich kann Aufgaben nur im familiären Milieu lösen. Vor Leuten bin ich äußerst verschlossen, nicht gesprächig, nicht geschwätzig. Ich habe einen Komplex ..."

„Hör auf, Mischa", bat der Lehrer. „Ich werde allen eine normale Aufgabe geben, aber dir eine spezielle – eine komplexe."

„Eine komische Schule", sagte der Vater, als er sich an die Aufgabe für die 5. Klasse machte.

„Hast du sie selbst gelöst?" fragte der Lehrer am anderen Tag.

„Klar!" sagte Mischa, ohne sich zu verschlucken.

„Dann erkläre die Lösung", bat der Lehrer taktlos.

„Ich habe sie unbewußt gelöst", erklärte Mischa.

„Ach, unbewußt", sagte der Lehrer und gab Mischa bewußt eine Aufgabe, die noch komplizierter war.

„Ungewöhnlich sind heute die Aufgaben, besonders diese", sagte der Vater, als er sie mit der Antwort im Aufgabenbuch für Abiturienten verglich.

„Hast du sie selbst gelöst?" fragte der Lehrer, ohne in Mischas Heft zu blicken. „Yes", antwortete Mischa einfach auf englisch. Dann holte der Lehrer einen Notizblock hervor und diktierte 40 Minuten lang den Text einer Aufgabe, die auf der Universität kein Student lösen konnte.

„Ungewöhnlich sind heute die Lehrer, besonders Mischas", sagte Papa, indem er einen Streifen in den Elektronenrechner einlegte.

„Hast du sie selbst gelöst?" fragte der Lehrer und blickte aus dem Fenster. „Selbst", antwortete Mischa offenherzig.

„Überprüfen wir es", sagte der Lehrer und rief Mischas Vater an. „Haben Sie sie selbst gelöst?" – „Selbst", antwortete der Vater offenherzig.

Da ging der Lehrer in ein Schreibwarengeschäft, kaufte das dickste Heft und schrieb die ganze Nacht hindurch den Text einer neuen Aufgabe, das heißt, alles, was ihm einfiel. Er schrieb Grenzwerte, die zur Unendlichkeit streben, divergente Reihen, „e" hoch „e" hoch „e" hoch „x" und lachte leise.

Diesmal sagte Papa nichts, sondern begann schweigend eine kurze Bezeichnung der Aufgabe in den Jahresplan der Abteilung einzutragen, der bald an das Wissenschaftliche Forschungsinstitut gehen würde. Vater wurde Akademiemitglied. Auch der Lehrer wurde Akademiemitglied. Und was wird Mischa? Das ist genau genommen eine Gleichung mit einer Unbekannten.

**Übersetzung aus „Kostjor": Dagmar Regener**

Am Freitag in der großen Pause kam der Pionierleiter Wolodja Sinitschkin in die 7a und sagte: „Morgen ist Schulsubbotnik. Wir wollen Altmetall sammeln. Klar? Der Subbotnik ist dem 20. Geburtstag unserer Schule gewidmet. Die Klasse, die den 1. Platz belegt, wird mit einer Fahrt in die Kungursker Höhle ausgezeichnet ..."

Alle waren von der Nachricht überwältigt und standen ganz benommen da. Aber das dauerte nicht lange. Schon nach wenigen Sekunden begann es in der Klasse zu brodeln. Erregte Stimmen erzählten vom Ural und der kleinen Stadt Kungur, die berühmt war durch ihre einzigartige Höhle, erzählten von Bergseen und Angeln ...

Am aufgeregtesten war Aljoscha Jagodkin: „Hätte man das nicht eine Woche früher sagen können?" rief er empört. Aljoscha zählte zu den erfolgreichsten Sammlern solcher Subbotniks. Meistens fand er schon vorher Schrott, den er an einem sicheren Ort versteckte. Und am Subbotnik hatte er im Handumdrehen seine Verpflichtung übererfüllt. Wenn der Handwagen zu schwer war, half ihm sein Freund Igor Skobzow. Gemeinsam stellten sie immer Rekorde auf. Diese Taktik hatte Aljoscha noch nie im Stich gelassen. Aber was waren das für Subbotniks gewesen! Ganz gewöhnliche. Der morgige würde etwas Besonderes sein: er war dem Schuljubiläum gewidmet. Und dann winkte eine Belohnung ...

Aljoscha konnte das Ende des Unterrichts kaum erwarten. Vor der Schule stand Igor Skobzow.

„Gehst du nach Hause?"

„Ja."

„Was wollen wir tun?"

Aljoscha antwortete nicht. Fünf Minuten gingen sie schweigend die von Akazien besäumte Straße entlang, die im Frühlingsgrün prangte. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Aljoscha überlegte, woher er Altmetall bekommen könnte – nicht irgendein verrostetes Bettgestell oder einen durchlöcherten Eimer, sondern etwas Solides, so an 100 bis 200 kg Schweres, mit dem man ernsthaft Anwärter auf den 1. Platz wäre. Und Igor zweifelte daran, ob Aljoscha einen Ausweg aus der schwierigen Situation fände.

„Vielleicht sollten wir in die Garage gehen?" unterbrach Igor schließlich das Schweigen.

„Dort liegt nichts herum."

„Aber wir können doch nicht von Haus zu Haus trotten und alte Töpfe und Schüsseln sammeln!"

„Das werden wir wohl müssen ..."

Aljoscha blieb plötzlich stehen und rieb sich, in Gedanken vertieft, die Nase: „Weißt du was? Wir gehen einmal durch's Schilf. Wir bringen vorher nur die Schultaschen heim."

„Es ist aber ziemlich weit ..."

„Du liebe Zeit – ganze anderthalb Kilometer."

„Und naß ist es dort ..."

Igor hatte bei der Hitze keine Lust, so weit zu laufen. Was würden sie schon finden!? Aber Aljoscha ließ sich nicht erweichen: „Wir ziehen Stiefel an."

Die Jungen zogen sich zu Hause um, steckten einen Kanten Brot ein und liefen zum Dorfausgang, wo sich, von dunkelgrünem Schilf bestanden, das ruhige Flüßchen Tschornaja dahinschlängelte. Neben dem Fluß dehnte sich bis zum Horizont das Asphaltband der Straße. Sie war erst im vergangenen Jahr gebaut worden. Aljoscha hoffte, daß die Arbeiter etwas vergessen hätten.

Schon bald waren sie an Ort und Stelle.

Die Jungen durchstreiften das Schilf entlang des Flußufers. Sie stießen dabei auf mancherlei kleine und größere Schrottstücke: eine Konservenbüchse, den Reifen von einem Faß, das alte Rad eines Fahrrades ... Aber das war alles nicht das Richtige.

Über eine Stunde schon waren sie unterwegs. Da plötzlich lichtete sich das Schilf und gab den Blick auf eine Bodensenke frei. Und in dieser Senke, dicht am Schilf, fast schon am Wasser, stand ... eine Straßenwalze.

Die Jungen waren wie erstarrt stehen geblieben.

„Wenn das kein Glück ist!" schrie Igor und stürzte auf das Ungetüm zu. Seine Füße versanken in einem dicken Grasteppich – die Spuren füllten sich mit trübem Wasser.

„Wohin willst du? Du versinkst ja im Sumpf!" rief Aljoscha.

Aber Igor strebte – ohne sich umzudrehen – der Straßenwalze zu, kletterte mühsam auf das Vorderrad und schlug mit der Faust gegen die Motorhaube.

Bum-m-m! antwortete die Haube, und ein leichtes Zittern überlief ihren flachen, breiten Rücken.

„Sieh nur, wieviel Eisen – so an die zehn Tonnen!" rief Igor begeistert.

„Sechs", korrigierte ihn Aljoscha.

„Woher willst du das wissen?"

„Weil es hier steht: Gewicht 6 t", wies Aljoscha auf eine kaum noch sichtbare Aufschrift an der Seite.

„Du hast eine richtige Spürnase für Schrott!"

„Wieso nicht? Wer braucht die Walze noch? Wenn sie gebraucht würde, stünde sie nicht hier und verrostete ..."

Die Straßenwalze sah tatsächlich so aus, als tauge sie nicht mehr zur Arbeit: das Armaturenbrett fehlte, der Sitz war verschwunden, zahlreiche rot-braune Flecken bedeckten die dicken Radwalzen ...

„Du meinst also, wir können sie

# Die Straßenwalze

W. RYBIN

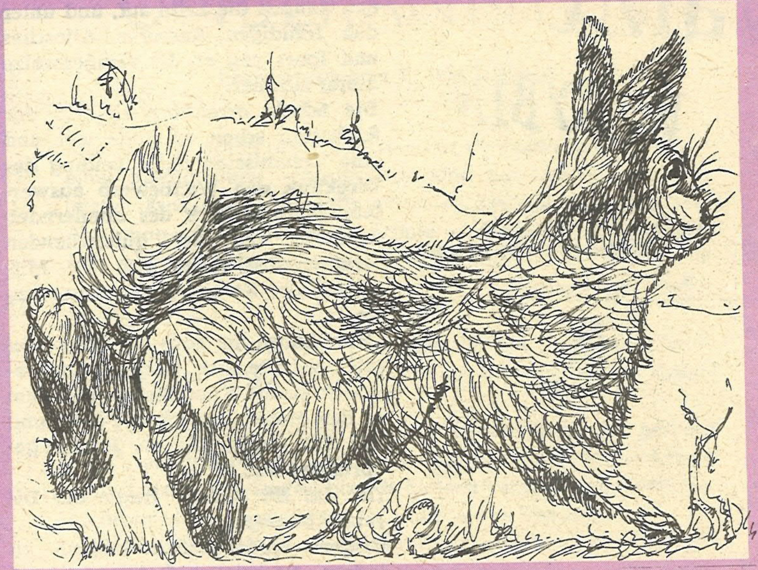


Übersetzung aus „Pioner"
von Thea Woboditsch
Zeichnungen: Jutta Mirtschin

morgen abliefern?" fragte Aljoscha zweifelnd und betrachtete die Roststellen.
„Natürlich."
„Und wie sollen wir die zur Schule bringen?"
„Ganz einfach. Ich werde meinen Vater bitten – er spannt seinen Traktor davor und zieht sie heraus..."
Das schien auch Aljoscha die beste Lösung.
Am nächsten Tag, gleich nach Eröffnung des Subbotniks, liefen Aljoscha und Igor in den Wald zum Holzlager, wo der Traktor Grigori Fjodorowitsch Skobzows beim Sortieren von Fichtenstämmen mächtig keuchte. Skobzow der Ältere hörte sich aufmerksam die Bitte der Jungen an.
„Habt ihr die Walze an einer Böschung gefunden?"
Die Jungen nickten.
„Die haben die Straßenbauarbeiter im letzten Herbst stehen lassen."
„Stehen lassen?" fragten die Jungen.
„Ja, bis der Boden wieder trocken und fest ist."
„Warum sind dann aber Teile abmontiert worden?" fragte Aljoscha.
„Was für Teile?"
„Na, verschiedene Hebel, der Sitz..."
„Das hat der Fahrer getan. Damit Kinder nichts entzwei machen können..."
Wieder Schweigen. Und wieder unterbrach es Aljoscha:
„Vielleicht sollte man sie herausholen, damit sie nicht völlig verrostet und unbrauchbar wird..."
„Wie will man durch den Sumpf an sie herankommen?"
„Mit einem Seil." Aljoschas Augen leuchteten. Er wollte unbedingt die gefundene Straßenwalze aus dem Sumpf holen.
„Ein Seil reicht nicht!" Der gleichmäßige, ruhige Ton Grigori Fjodorowitschs zerstörte Aljoschas Hoffnungen.
„Wenn es nicht reicht, muß man es verlängern", fuhr es Aljoscha heraus, worauf er sofort verstummte, als fürchtete er, zuviel gesagt zu haben.
Grigori Fjodorowitsch überlegte und begann plötzlich herzlich zu lachen: „Du hast einen hellen Kopf, Aljoscha!"
Igor hörte dem Gespräch aufmerksam zu. Schließlich sagte er: „Wenn die Walze kein Schrott ist, wozu sollen wir uns dann mit ihr abplagen, Aljoscha?"
Aljoschas Gesicht verfinsterte sich:
„Was heißt hier Schrott? Die Maschine verrostet – sie muß aus dem Sumpf heraus!"
„Und unser 1. Platz?"
„Ach du", winkte Aljoscha ab und schaute bittend auf Grigori Fjodorowitsch: „Könnten wir es nicht versuchen?"
Skobzow der Ältere betrachtete die beiden Jungen und lächelte: „Na, gut, versuchen wir es! Igor, fährst du mit uns?"
Nach fünfzehn Minuten fuhr ein orangefarbener Raupenschlepper vom Holzlager in Flußrichtung. In der Kabine neben Grigori Fjodorowitsch saßen Aljoscha und Igor. Durch das Rasseln der Raupen hindurch fingen sie die begeisterten Rufe der ihnen entgegenkommenden Kinder und die fragenden Blicke ihrer Klassenkameraden auf, die das Dorf nach Schrott durchstreiften.
Es war nicht einfach, die Walze herauszuziehen. Nach einigen Versuchen gelang es schließlich, das Seil zu verlängern und die Walze sicher daran zu befestigen. Der Traktor fuhr mit aller Kraft los, riß mit seinen Raupen die Erde auf, und unter den freudigen Ausrufen Aljoschas und Igors zog er die Straßenwalze hinter sich her.
Die Schule erreichten sie, als der Subbotnik schon zu Ende war und eine Kommission unter Leitung des Direktors den Wettbewerb auswertete. Beim Anblick des donnernden Traktors und der quietschenden Straßenwalze sahen sich die Mitglieder der Kommission erschrocken an.
„Hier haben Sie noch ein Stück Metall", wandte sich Grigori Fjodorowitsch an die Kommission, nachdem er den Motor abgeschaltet hatte und mit den Jungen aus der Kabine gesprungen war.
„Ist das Ihr Ernst?" fragte der Direktor besorgt.
Grigori Fjodorowitsch begann zu lachen. Er wies auf Aljoscha und Igor, die ganz verwirrt dastanden und sagte:
„Die Jungen haben das zuerst gedacht, aber dann ist ihnen klar geworden, daß sie im Bezirkskomitee anrufen und mitteilen müssen, daß eine Straßenwalze geborgen wurde und zum Abholen bereitstehe."

Die sehnlichst erhoffte Fahrt erhielt die 7b.
Einige Tage waren vergangen. Ende Mai kamen Mitarbeiter aus dem Rayonzentrum in die Schule.
Aljoscha und Igor hatten gerade Mathematik, als es an die Tür klopfte: „Aljoscha Jagodkin und Igor Skobzow zum Direktor!"
Im Arbeitszimmer des Direktors saßen zwei unbekannte Männer: groß und hager der eine, stämmig, mit Brille, der andere.
„Aha, da sind ja die Helden!" begrüßte sie der Große. „Geschickt seid ihr uns zuvorgekommen. Wir wollten sie in ein, zwei Monaten herausholen, wenn der Boden ausgetrocknet sein würde."
„Nun", erklärte der andere, „ich denke, daß wir euch etwas schuldig sind, zum Beispiel eine Fahrt für die..."
„...7a", half der Direktor bereitwillig nach und schaute verschmitzt auf Aljoscha und Igor.
„...für die 7a von der Abteilung Straßenbau wird eine angemessene Belohnung dafür sein, daß uns zwei ihrer Schüler durch ihre Findigkeit halfen, die Straßenwalze zwei Monate früher wieder zu benutzen."
„Einverstanden", antwortete Oleg Jefimowitsch schmunzelnd und sah die Jungen an. Ihre Gesichter strahlten.

# Die Wahrheit über den Osterhasen



**Der echte, springlebendige Hase in Feld und Flur war lange Zeit ein geheimnisvolles Tier, auch ohne „Ostereier". Über seine Lebensweise wußte man nur wenig, Rezepte zur Zubereitung von Hasenbraten gab es viel mehr . . .**

**Ihr werdet es kaum glauben: einen Feldhasen im Zoologischen Garten zu halten oder gar zu züchten, ist viel schwieriger als Löwen-, Tiger- und Schimpansenzucht! Nur wenige Zoos, die sich ganz besonders um diesen häufigen Vertreter unserer einheimischen Tierwelt bemühten, hatten das Glück, Feldhasen zu züchten. Die Hauptprobleme liegen in der großen Schreckhaftigkeit der Tiere, aber auch im häufigen Parasitenbefall.**

**Sicher habt ihr auf einer Wanderung beim Weg durch Wiesen und Felder schon einmal erlebt, daß ganz urplötzlich wenige Meter von euch entfernt ein Hase aufsprang und davonflitzte. Vorher hattet ihr ihn überhaupt nicht bemerkt, denn Hasen haben die Eigenschaft, sich zu „drücken", das heißt, eng an den Boden geschmiegt oder in einer kleinen Vertiefung, der „Sasse", sich vor den Blicken ihrer Feinde zu verbergen. Über den Hasen gibt es manche Behauptungen, die unwahr sind. So soll er, wie oft erzählt wird, mit offenen Augen schlafen. Das stimmt natürlich nicht! Doch wenn es wirklich einmal einem sich vorsichtig anschleichenden Menschen gelingt, den sich drückenden Hasen vor dem Aufspringen zu entdecken, so bemerkt er, daß der Hase ihn, reglos geduckt, mit weit geöffneten Augen verfolgt. So entstand dieses Märchen. Daß der Hase durchaus nicht schläft, beweist er durch sein Davonrasen in der nächsten Sekunde.**

**Dann gibt es noch die Geschichte vom „gehörnten Hasen" oder „Rasselbock". Sogar Fotos solcher Fabeltiere werden gezeigt. In Wirklichkeit hat hier aber nur ein geschickter Präparator einem Hasenkopf ein Rehgehörn aufmontiert, und so entstanden diese Fabelwesen.**

**Und wie steht es mit dem berühmten „Angsthasen" oder „Hasenfuß"? Dem Hasen tun wir damit Unrecht, denn wir verwechseln Angst mit Vorsicht, und das sind ganz verschiedene Dinge. Der Hase muß vorsichtig sein und über ein hochspezialisiertes Fluchtverhalten verfügen, denn er hat viele Feinde, denen er ohne diese ererbten Verhaltensweisen hilflos ausgeliefert wäre. Aber feige ist er nicht, und es gibt viele beglaubigte Berichte, nach denen Hasen, vor allem Hasenmütter, selbst Katzen, Hunde, sogar Füchse und Greifvögel in die Flucht geschlagen haben – unter Aufrichten und Trommeln mit den Vorderpfoten. Zum Fluchtverhalten unseres Langohrs gehört das bekannte „Hakenschlagen", das Rennen im Zickzack-Kurs. Deshalb ist es schwierig, seine Spitzengeschwindigkeit zu messen. Sie dürfte bei 50 bis 60 km/h liegen.**

**Text: Dr. H.-G. Petzold** **Zeichnung: Jürgen Schumacher**

# SPASS

Gisela May bin ich des öfteren begegnet. In Konzerten, in denen sie umjubelt wurde, weil sie es wieder einmal vermocht hatte, einen ganzen Saal mitzureißen; im Fernsehen, wo sie mal schlagfertige und humorvolle Interviewpartnerin, mal singende und tanzende Mitwirkende im Unterhaltungsprogramm war; auf der Theaterbühne, wo sie verschiedenen Gestalten zu unverwechselbarer Ausstrahlung, „zu Leben" verhalf; schließlich bei ihr zu Hause, in ihrer gemütlichen Wohnung in der Berliner Friedrichstraße. Ja, sie ist die kluge, sachkundige, humorvolle Frau, als die man sie sich vorstellt, eine Künstlerin, die viel zu erzählen hat, ohne alle Starallüren, dafür mit wachem Blick für die Probleme und Geschehnisse rings um sie und in der Welt, eine Künstlerin vor allem, die nicht nur perfekt etwas auf die Bühne stellt, sondern deren Kunst aus dem Verstand und aus dem Herzen kommt.

Der Ruf als weltbeste Brecht-Interpretin und hervorragende Schauspielerin, den sie heute genießt, mußte beharrlich errungen werden, er wurde ihr nicht in die Wiege gelegt. Gleichwohl verlief ihre künstlerische Entwicklung sehr kontinuierlich in dieser Richtung. Gisela May, in Wetzlar geboren, aufgewachsen in Leipzig, schloß bereits in früher Jugend Bekanntschaft mit vielen literarischen Werken, lernte z. B. die „Dreigroschenoper" von Bertolt Brecht von der Schallplatte kennen, eine Sache, die zu jener Zeit des Faschismus in Deutschland gar nicht selbstverständlich, sondern verboten war. Durch ihre Eltern, besonders durch ihren Vater, den Schriftsteller Ferdinand May, wurde sie von Beginn an musisch gefördert, prägte sich die Einstellung zu Literatur und Musik. Gisela May hatte von Anfang an den Wunsch, Schauspielerin zu werden, zuerst, wie sie sagt, „aus Spaß an der Verwandlung", an der Nachahmung. Sie studierte an der Schauspielschule in Dresden und ging von da auf Wanderschaft, spielte an verschiedenen Bühnen, darunter in Dresden, Schwerin, Halle, bis sie 1951 an das Deutsche Theater nach Berlin ging. Zehn Jahre später wechselte sie zum Berliner Ensemble über. Bertolt Brecht, der es nach dem Kriege gegründet hatte, war zu dieser Zeit schon tot, aber seine Ideen, seine Auffassung vom Theaterspielen waren in diesem Hause (und sind es noch heute) lebendig, vor allem durch Helene Weigel, Brechts Frau, die dem Theater als Intendantin vorstand. Gisela May hatte einst, als sie selbst noch „Provinzschauspielerin" war, die Weigel als „Mutter Courage" erlebt, was auf sie einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte. Heute ist sie im Berliner Ensemble selbst die „Courage".

Daß der Beruf des Schauspielers nicht in erster Linie darin besteht, morgens lange schlafen zu können und abends in aller Öffentlichkeit vielleicht seinem Hobby nachzugehen, hat sich wohl inzwischen herumgesprochen. Freilich sind gerade hier wie kaum anderswo Hobby und Beruf zu einer Einheit verschmolzen. Aber es gehört sehr viel mehr dazu, eine große gesellschaftliche Verantwortung. Gisela May erklärt dies in ihrem Buch „Mit meinen Augen" sehr genau, wenn sie schreibt, daß es eben der Schauspieler ist, der eine künstlerische Produktion, sei sie nun gut oder schlecht, unter die Leute bringt und sich damit als erster dem Urteil der Zuschauer aussetzt; daß ein Schauspieler nicht die Möglichkeit hat, eine weniger gute Leistung zu streichen, wie es ein Maler oder Komponist tun kann; daß dem Schauspieler höchste Konzentration abverlangt ist, und das auch, wenn er das gleiche Stück 500 mal zu spielen hat. „Dieser Beruf ist unser Leben. Wir sind süchtig nach ihm. Wir sind ihm verfallen mit Haut und Haar." Diese Aussage der Künstlerin heißt auch: mit Halbheiten ist im Leben nichts zu gewinnen.

Bereits als Gisela May noch am Deutschen Theater war, begann sie ihre zweite Karriere, die der Sängerin, und sie begann noch einmal ganz von vorn. Der italienische Theatermann Paolo Grassi war es, der sie bei einer Matinee erlebte und

# AN DER VERWANDLUNG



ihr das Angebot machte, mit einem Solo-Abend in Mailand aufzutreten. Das war 1959. Der Vorschlag erschreckte sie ebensosehr, so schreibt sie, wie er sie reizte. Sie erarbeitete sich ein Programm mit Liedern und Gedichten von Bertolt Brecht, wobei ihr ihre Bekanntschaft und Zusammenarbeit mit dem Komponisten Hanns Eisler, mit Paul Dessau und dem Sänger Ernst Busch, mit anderen großen Künstlern zugute kam.

Von da an wurde ihr Name in aller Welt bekannt, machte sie zugleich auch das Kulturland DDR bekannt, und das zu einer Zeit, als unsere Republik noch bei weitem nicht so viele diplomatische Beziehungen hatte wie heute, als nicht wenige westlich unserer Grenze ihre Existenz überhaupt leugneten. Auch Gisela Mays Auftritt im UNO-Hauptquartier 1971, den sie als großes künstlerisches Erlebnis bezeichnet, fand noch vor der Aufnahme der DDR in dieses internationale Gremium statt.

Zu den Brecht-Programmen gesellten sich viele andere hinzu, z. B. solche Autoren wie Kurt Tucholsky, Walter Mehring, Friedrich Hollaender, die in den zwanziger und dreißiger Jahren mit satirischen Texten hervortraten und deren Werke Gisela May ebenso meisterhaft vorträgt. Auch ist sie ständig auf der Suche nach geeigneten Gedichten von DDR-Lyrikern. Mit Alfred Müller zusammen gestaltet sie ein Programm mit dem Titel „Im Ernst, wir meinen es heiter", mit dem sie schon viele Male in den verschiedensten Orten unseres Landes auftrat.

Und noch einem weiteren Kreis kommt die Vielseitigkeit der Künstlerin zugute: den Studenten und Hörern ihrer Seminare, die sie mittlerweile in mehreren europäischen Städten – angefangen in Weimar, dann Brüssel, Helsinki, Stockholm und Oslo – abhält. Hier macht sie an praktischen Beispielen deutlich, wie man mit dem Brecht-Song arbeiten muß.

Zum Zusammenstellen immer wieder neuer Programme, was sicher nicht die geringste Zeit beansprucht, kommen die Auftritte im In- und Ausland, die Arbeit am Theater wie auch (leider viel zu selten) im Fernsehen, Aufnahmen für Schallplatten, außerdem ihre Mitarbeit im DDR-Friedensrat, im Bezirksvorstand Berlin der Gewerkschaft Kunst – ein bewegteres Leben kann man sich kaum vorstellen.

**Text: Sabine Schneider**
**Fotos: Tassilo Leher**



Also, ob ich ein Jahr drehe oder wende: im Dezember ist es trotzdem vorbei. Da beißt die Maus keinen zusätzlichen Sonntag ab. Deshalb beneide ich alle, die klug mit den Monaten umgehen können. Wer da sagt: die zwölf könne man sich ohnehin nur geschickt einteilen, der ist noch nicht in Stralsund gewesen oder dort nur im Meeresaquarium. Jedenfalls hier, kurz vor Rügen, kann man sich zur Sprechstunde anmelden für Januar, Februar, März ... Na, ihr wißt schon ohne mich weiter. Wir wollen es für diese Begegnung so halten, daß Sprechstunde wortwörtlich zu nehmen ist, und bei kraftvoller Betonung auf Sprech- und schwächerer auf Stunde, kommt ausnahmsweise kein Arzttermin heraus, sondern sonderbare 60 Minuten für die Bewegungen von Zunge, Ober- und Unterlippe. Wer mit dem Mund arbeitet und ihn dabei nicht zu voll nimmt, kann auch nicht darauf fallen. Das ist eine goldene Regel für lernende Schauspieler, die mir im Pioniertheater über den Weg liefen. Die Tür zur Probebühne war einladend offen und es war Freitag, zwei Minuten nach 16.00 Uhr, als es hieß: Achtung, Ruhe und Licht! Zwölf Monate mit Gefolge erschienen auf dem Boden des Theaters zu ihrer Sprech-Stunde.



# Sprech-Stunde bei zwölf Monaten

RALF KEGEL

## Probeneinmaleins

Da sieht man zunächst noch gar nichts von Samuil Marschaks Märchenspiel zu den „Zwölf Monaten". Weder den winterlichen Wald, die verschneiten Tannen und Wege, den krächzenden Raben. Das Versteckspiel von Häschen und Eichhörnchen, den jagenden Wolf mit der heulenden Stimme. Das Stübchen der Stiefmutter, den königlichen Palast mit der Prinzessin und dem Thronsessel. Was bleibt ist ein nacktes Halbrund von Stühlen, die von Gesine, Simone, Susanne, Andreas, Frank, Tilo und Anka besetzt sind. Die Probe beginnt mit der Auswertung des letzten Auftritts: „Das erste Bild war sehr schlecht gesprochen! Legt euch die Textanfänge vor der Bühne zurecht! Auch Plasteglöckchen klingen, wenn sie als Maiglöckchen in einen Korb gelegt werden! Kann sich niemand vorstellen, daß auch ein Korb Gold sein Gewicht hat? Königin, interessier' dich dafür, wie sich deine Untergebenen die Blumen anstecken!" Das ist die Stimme des Pioniertheaterregisseurs Gertraude Schwarzer. Eine Souffleuse ist weitaus leiser. Doch hier geht es um das Einmaleins des Theaterspielens, und da muß man mehr als manchen nur etwas flüstern. Allein die Freude am Spiel reicht nicht aus und das unbefangene sich Bewegen auf der Bühne. Auch das will gelernt sein.



## Wir brauchen ein Stück!

Moment mal! Davon hatte das Stralsunder Pioniertheater in den zwanzig Jahren seines Bestehens immerhin nicht weniger als sechzehn. „Timur und sein Trupp" waren dabei, „Tambari", die „Straßenbahn Therese" und natürlich „Rotkäppchen", als sich zum erstenmal der Vorhang hob. Trotzdem dann dieser klagende Ruf? Gemeint ist hier ein Probenteil: das Darstellen verschiedener Situationen zu einem Thema oder das Improvisieren. Dabei kann sich jeder mit seinem Talent ins rechte Bild setzen. Das ist fast ebenso, als würde er auf offener, halbdunkler Szene wie ein Pantomime die Bühne umbauen. Diese Übung zur Darstellung von Personen und Sachen ist immer wieder neu und bei jedem Mal ein echter Probenspaß, obwohl er von allen ernst genommen wird.

Fotos: Wolfhard Theile, Haus der Jungen Pioniere Stralsund

# Die entflohenen Sommersprossen



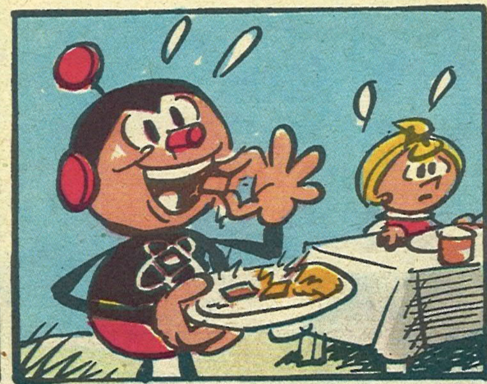
Text: Lázár Ervin  Zeichnung: Gabriella Billege

Marci haßte seine Sommersprossen. Und es gab auch was zu hassen, da ihm 76 davon auf dem Gesicht blühten. Genauer gesagt: 75, da sich die 76. auf seinem Ohrläppchen zur Schau stellte. Doch um die Wahrheit zu gestehen: Marci hatte eigentlich keinen Grund, sich zu ärgern. Mit seinen niedlichen Sommersprossen sah er gut aus. Die größte Sprosse war einer gut genährten Erbse ähnlich, die kleinste sah aus wie ein abgemagertes Mohnkörnchen. Diese kleine besaß auch einen Namen. Sie hieß Sommersprosse Szepi und thronte am Ansatz der Nase von Marci. Marci schimpfte ständig mit seinen Sommersprossen. Solange, bis sie eines Tages beleidigt waren.
„Wir sind doch gar nicht so häßlich wie er uns macht", sagten sie.
Und eines nachts, als Marci schlief, waren sie plötzlich durch das Fenster auf und davon.
Als Marci am nächsten Morgen aufwachte, ging er wie immer zu seiner Mutter in die Küche, doch die sah ihn nur erstaunt an und sagte: „Guten Morgen! Was machst du denn hier?"
„Aber ich bin doch Marci", sagte er.
„Ach, du bist es!" rief die Mutter und drehte ihn zum Licht. „Tatsächlich, mein Marci, aber wo sind deine schönen Sommersprossen?"
„Habe ich denn gar keine mehr?" fragte Marci, und schon war er beim Spiegel. Dort sprach er weiter: „Der Spiegel ist aber schlecht, Mutti, ich kann in ihm nur ein blasses Kind sehen."
„Nicht der Spiegel ist schlecht, mein Junge", schüttelte die Mutter den Kopf, „bedauerlich ist, daß deine Sommersprossen nicht mehr da sind."
Marci ging betrübt einkaufen. In den Geschäften kannte man ihn. Aber diesmal war alles sonderbar. Mit zusammengekniffenen Augen sahen ihn der Fleischer, der Gewürzwarenhändler, die Zeitungsverkäuferin, der Blumenhändler und der Gemüseverkäufer an.
„Und wo ist heute der Marci?" fragten sie.
„Hier bin ich doch", antwortete Marci verwirrt. Alle schüttelten aber den Kopf.
„Marci war doch ein gesunder Junge, und du bist ein blasses Kind. Man kann nicht sagen, daß du schlecht aussiehst, aber neben Marci! Ja, ja", sagten sie und winkten mit den Händen ab.
„Was hast du nur?" fragte zu Hause die Mutter.
„Meine Sommersprossen", stöhnte Marci, „ich will meine Sommersprossen wiederhaben." Sogleich fing er an, sie in der ganzen Wohnung zu suchen, sogar unter dem Teppich. Aber nirgends war auch nur eine zu finden, und so ging Marci mit letzter Hoffnung zum Fundbüro.
„Guten Tag!" grüßte er.
„Guten Tag", erwiderte der Leiter des Fundbüros, ein alter Mann mit einer Brille, ohne aus seiner Zeitung aufzusehen.
„Regenschirm? Handschuhe? Tasche? Geldbörse? Oder haben Sie vielleicht Ihren Kopf verloren?"
„Ich suche meine Sommersprossen", sagte Marci.
„Wie sahen die denn aus?"
„Braun und rund, alle 76."
Vom Fundbüro aus ging er zur Polizei. Dort empfing ihn ein Posten.
„Also, du suchst deine durchgebrannten Sommersprossen? Haben sie gegen das Gesetz verstoßen?"
„Nein, nicht!" sagte Marci entsetzt.
„Na dann", erwiderte der Wachtmeister, „bist du hier wohl falsch, mein Junge."
Und so rannte Marci weiter.
Auf der Straße erblickte Marci zum Glück Mikkimakka, der auf einer Parkbank saß und die Beine baumeln ließ.
„Na, du, wie geht's?" fragte Marci und setzte sich zu ihm.
„Ich beobachte gerade viele herumirrende Sommersprossen", sagte Mikkimakka. „Heute gibt es sehr große Sommersprossenbewegungen."
„Was sagst du?" blitzten die Augen von Marci.
„Und wie viele hast du gesehen?"
„Sechsundsiebzig", sagte Mikkimakka und winkte Marci näher zu sich. „Hier sind sie vorbeimarschiert. Und die Armen mußten zu Fuß gehen, weil sie keine Straßenbahnfahrkarten hatten."
„In welche Richtung sind sie denn gegangen?" fragte Marci aufgeregt.
„Dort entlang", zeigte Mikkimakka.
Und Marci lief so schnell er konnte in die angegebene Richtung. Bald fand er sie auch. Sie saßen traurig auf einem Brunnenrand. Sechsundsiebzig traurige Sommersprossen!
„Es wäre so schön, wenn ihr zurückkommen würdet", bat Marci.
Die Sommersprossen jedoch sahen ihn mißtrauisch an und sagten: „Wirst du auch nicht mehr auf uns schimpfen?"
„Niemals wieder!" antwortete er aus tiefster Überzeugung.
Worauf alle wieder in sein Gesicht zurückmarschierten.
„Seid ihr denn auch alle zusammen?" fragte Marci besorgt.
„Einen Moment", sagte der Sommersproß, der an Marcis Ohrläppchen gesessen hat, ich werde alle schnell zählen." Doch plötzlich schrie er vor Schreck auf: „Sommersprosse Szepi ist verschwunden. Niemand ist an deinem Nasenrand."
Aber alle restlichen Sommersprossen und Marci begannen ihn sofort zu suchen. Bald hatten sie ihn auch gefunden. Still hat er auf einem Akazienblatt gesessen.
„Servus, Sommersproß Szepi, komm doch bitte zurück", sagte ihm Marci. Aber der Sommersproß Szepi schüttelte nur mit seinem Kopf und sagte: „Ich kann nicht, weil sie dann alleine bleiben würde", und zeigte dabei neben sich. Und alle konnten nun bemerken, daß neben ihm noch jemand saß. Ein ängstlicher, kleiner, fremder Sommersproß.
„Darf ich vorstellen", sagte Szepi, „Sommersproß Sziszi. Meine beste Freundin. Die arme ist so einsam."
„Ja, das stimmt", sagte sie, „ich treibe mich nur alleine herum, aber zum Glück habe ich ja jetzt einen Freund. Nicht wahr, Szepi?"
„Natürlich!" sagte Szepi traurig. „Nun werden wir uns nur noch zusammen herumtreiben und uns treu bleiben."
„Wißt ihr was?" fragte Marci darauf, „Sziszi kann auch auf meinen Nasenrand ziehen. Es gibt dort noch einen schönen Platz neben Szepi."
„Ist das wahr?" riefen beide glücklich. Und schon waren sie auf Marcis Nasenflügel.




Text: Marcello Argilli
Zeichnungen: Venicio Berti

**Viele Tage schon erforschen Atomino und Smeraldina den Ozean, und für ihn ist die Ernährung kein Problem; ihm genügt ein Stück Uran.**


















**Bis Smeraldina eines Tages genug hat.**

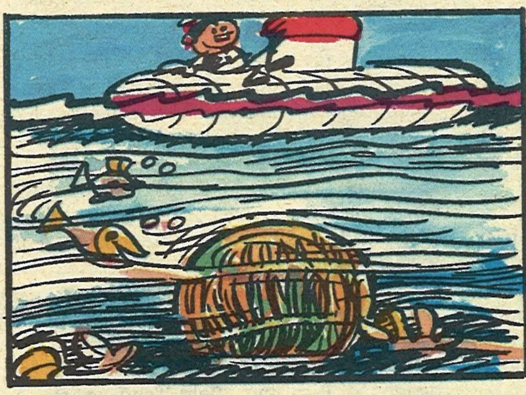
Schluß jetzt, der Fisch hängt mir schon zum Halse raus.







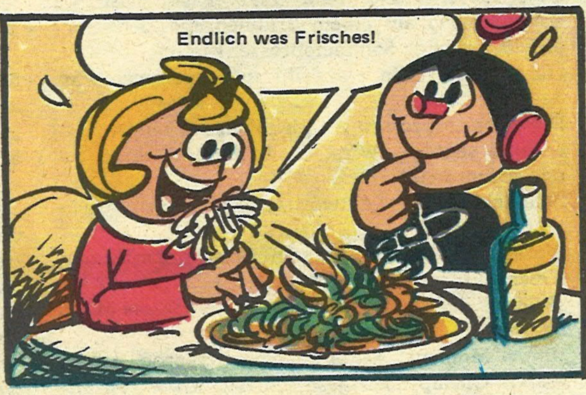
**Um Smeraldina eine Überraschung zu bereiten, legt er sofort heimlich eine Unterwasserkultur von allen möglichen Algen an . . .**





















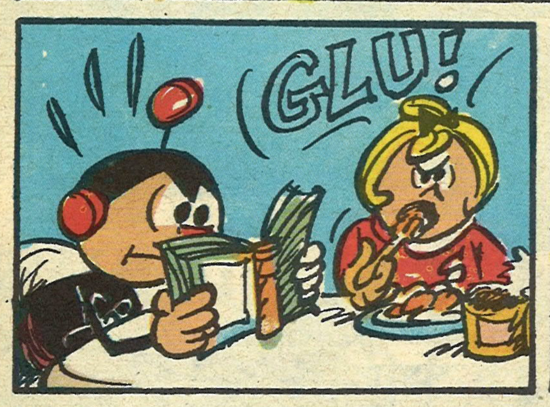








**Aber Atomino gibt nicht klein bei, er will um jeden Preis etwas Schmackhaftes für Smeraldina finden.**






















**Von jenem Tag an serviert ihm Smeraldina nicht nur eine doppelte Portion Uran, sondern bereitete sie ihm selbst zu.**




*Fortsetzung folgt!*

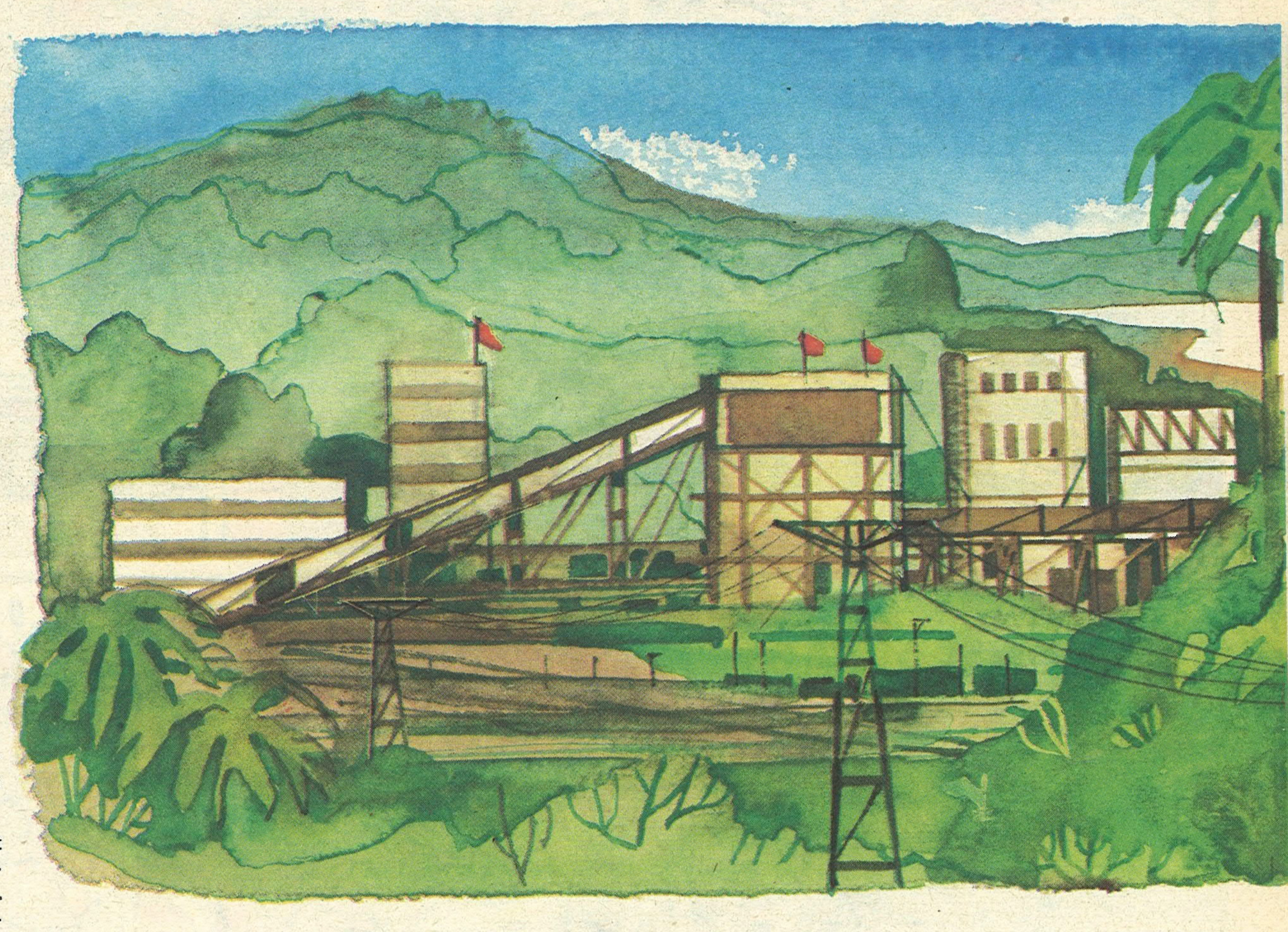
# Mein lieber Alexander!

Erinnerst Du Dich noch, als wir vor ein paar Wochen die Ansichtskarten angesehen haben und Du so begeistert warst vom Panorama der kubanischen Hauptstadt Havanna? Besonders hatten Dir ja die hohen, modernen Gebäude gefallen, und eben in einem von denen war ich ganz hoch droben. Kubanische Freunde hatten mich zur Begrüßung dorthin eingeladen. Sie zeigten mir stolz ihre Stadt und das große, weite Meer, das vielleicht nur 200 Meter in der Luftlinie entfernt ist. Ganz deutlich konnte ich die großen Schiffe sehen, die gerade auf die Hafeneinfahrt von Havanna zusteuerten.

Am anderen Tag reiste ich gleich weiter nach Cienfuegos.

Das ist über 300 Kilometer entfernt und eine Bezirkshauptstadt Kubas. Hier bin ich Gast einer Brigade der Freundschaft. Ich hatte Dir ja schon erzählt, daß die FDJ ihre Brigaden in solche Länder schickt wie Vietnam, Moçambique, Angola oder auch Kuba. Vor nicht langer Zeit haben diese die koloniale Unterdrückung abgeschüttelt und erst nach und nach ihre Heimat wirtschaftlich entwickeln können. Dabei ist die Hilfe von FDJ-Facharbeitern schon gute Tradition.





So arbeitet die Brigade der Freundschaft von Cienfuegos im größten Zementwerk des lateinamerikanischen Kontinents und hilft dort, die wertvollen, aus der DDR gelieferten Maschinen und Anlagen instandzuhalten und zu reparieren. Die BMSR-Mechaniker unter ihnen sind verantwortlich für die vielen Schaltschränke und die Schaltwarte, von der aus das ganze große Werk in Gang gesetzt wird. Und was die Schlosser und Elektriker machen, kannst Du Dir ja schon denken. Günter, Klaus, Joachim, Uwe und wie sie alle heißen, arbeiten eng mit den jungen Kubanern (Durchschnittsalter der über 1 000 Beschäftigten ist 25 Jahre) zusammen.

Aufgabe unserer 24 Brigadisten ist es außerdem, ihr Wissen an die kubanischen Freunde weiterzugeben. Manchmal ist das gar nicht so einfach, denn unsere FDJler sprechen noch nicht so gut spanisch, und ihre kubanischen Freunde sprechen oft nicht deutsch. Ich war einmal mit Günter, den alle nur mit seinem Spitznamen „Mini“ rufen, unterwegs. Dabei habe ich gesehen, daß den nichts so leicht aus der Ruhe bringt. Obwohl er erst 26 Jahre ist, hat er eine ganze Menge Erfahrung, denn Mini, der Elektriker, hat schon drei Jahre an der Drushba-Trasse in der Sowjetunion gearbeitet. Dort stand er auch oft vor schwierigen Aufgaben und hat sie gemeistert.

Wir waren vor ein paar Tagen mal zusammen im Tagebau, wo der Mergel als Rohstoff für den Zement abgebaut wird. Dort fiel der Motor eines Krans aus. Mini sollte ihn nun mit seinen beiden Kollegen José und Bernardo reparieren. Wie aber verständigen über die Arbeit, wenn jeder die Sprache des anderen nicht beherrscht? Kurzerhand fing Mini an, den Motor zu zerlegen, José und Bernardo machten mit und gegenseitig zeigten sie sich dann immer, wie die Sache am besten zu packen wäre. Bald bewegte sich der Kran wieder.

Es kommt oft vor, daß die Arbeitszeit für unsere Leute nicht, wie sonst üblich, um 16.00 Uhr zu Ende ist. Als ich mit dem Produktionsdirektor Bruno Rodriguez darüber sprach, meinte er: „Die Arbeit eurer Brigade ist für uns eine Hilfe, denn die Arbeiter im Blauhemd der FDJ schonen sich in keiner Situation, wenn es darum geht, beim Aufbau unseres Werkes zu helfen.“

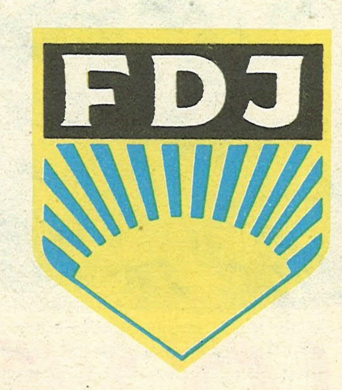
Du siehst also, Alexander, daß die FDJler hier in Cienfuegos ihrem Jugendverband Ehre machen. Eigentlich wundert mich das nicht, denn ich habe selbst gesehen, wie vorbildlich sie arbeiten. Eines nachmittags kam Hilmar mit den anderen von der Arbeit. Er ist bestimmt 1,90 m groß und heißt deshalb nur „der Lange“. Sonst stürzte er immer gleich als erster unter die Dusche, denn er arbeitet in der Halle, wo der staubartige Mergel gelagert wird, der sich

in Ohren, Nase und Augen festsetzt. An diesem Tag ließ er sich Zeit, trank ein großes Glas Brause gegen die Hitze und zog sich auch nicht um. Wie sich dann herausstellte, wollte er noch einmal ins Werk. Die Kette vom Förderband hatte sich so gedehnt, daß er ein Glied davon hatte herausnehmen müssen. Leider war keine Zeit mehr zum Probelauf geblieben, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. So fuhr er dann am Abend noch einmal hin, um die Kette auszurichten, nachzuspannen und so abzusichern, daß keine Produktionsunterbrechung eintreten konnte.
Neben dieser täglichen Arbeit hat die Freundschaftsbrigade aber noch

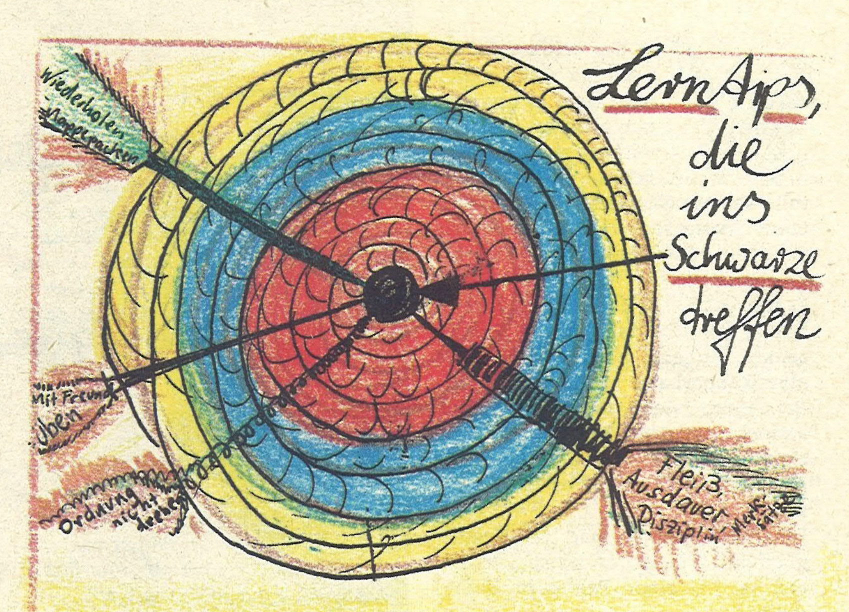


einen anderen Weg gefunden, um den kubanischen Freunden zu helfen. Frank, der aus Boxberg kommt, und Uli aus Karl-Marx-Stadt geben Unterricht. Frank lehrt BMSR-Technik und Uli leitet einen Schweißerlehrgang. Ich war mal dabei und habe gesehen, daß das gar nicht so einfach ist. Beim Übersetzen zum Beispiel waren für ein einfaches deutsches Wort wie Schweißgerät manchmal schon drei spanische Vokabeln gefunden worden, ohne daß die Lehrgangsteilnehmer verstanden hätten, worum es ging. Erst die vierte Möglichkeit trug dann zum Verständnis bei, und der Unterricht konnte weitergehen. Ricardo del Sol von der Schlosserei, er ist 22 Jahre, hat mir erzählt, daß er bei Uli eine ganze Menge lernen kann. Ich habe dabei so an Dich gedacht, wenn Du Dich manchmal nur mit Murren an die Schulaufgaben setzt.
Bei all der gemeinsamen Arbeit hier im Werk und dem täglichen Beisammensein haben sich feste Freundschaften zwischen unseren Jungs und den kubanischen Arbeitskollegen entwickelt. Rainer und Uwe waren zum Beispiel schon oft bei Bolaño und Joachim bei Pedro Gonzales in dessen Heimatstadt Trinidad.
Überhaupt unternehmen sie hier viel zusammen, fahren zum Strand, treffen sich am FDJ-Geburtstag zur Fiesta, wie hier so eine Feier heißt. Einmal sind sie auch mit einer gemeinsamen Brigade in die Zuckerrohrernte gegangen und haben das Geld für den Aufbau der Miliztruppen gespendet. Diese Truppen sind für Kuba sehr wichtig, denn wie Du vielleicht schon in der Schule gehört hast, bedrohen die USA jetzt stärker als vorher das erste sozialistische Land auf dem amerikanischen Kontinent.
Wie Du also sehen kannst, leisten die Brigademitglieder hier eine ganze Menge, wissen sich in vielen Lagen zu helfen. Das gilt auch für das Essen. Einmal haben sie sogar eine Schlange gegessen, die irgendjemand überfahren hatte. Emil, der Brigadeleiter, hat sie zubereitet, Karin, seine Frau, eine Soße dazu gemacht, und dann haben die meisten Brigademitglieder mit Begeisterung „reingehauen". Ich allerdings konnte mich nicht überwinden, von der Schlange zu kosten.
Vieles könnte ich Dir noch erzählen, aber das machen wir, wenn ich wieder zu Hause bin. Dann bringe ich auch viele farbige Fotos mit. Bis dahin also viele liebe Grüße

Wolfgang Kohrd




Zeichnung: Karl Fischer
Fotos: Wolfgang Kohrd




**Macht ihr mit bei einem Spiel?**

Denkt euch eine Zielscheibe, auf die mit Pfeilen geworfen wird. Mit ein wenig Glück gelingt ein Treffer. Sieger ist derjenige mit den meisten Treffern, ist doch klar!
Aber was haben Lerntips – wie es in unserer Überschrift heißt – mit einem Spiel zu tun, werdet ihr fragen.
Lernen ist keine Glückssache, sondern erfordert Fleiß und Ausdauer. Das könnt ihr trainieren wie das Zielen auf unsere Wurfscheibe. Habt ihr euch beim Lernen ein Ziel gesteckt, z. B. die Vokabelkenntnisse zu erweitern oder erfolgreicher in Mathematik zu sein, dann müßt ihr versuchen, es durch konsequente Arbeit in die Tat umzusetzen und z. B. jeden Tag eine Viertelstunde Übung dafür einplanen.
In „Frösi" Heft 5/81 gaben wir ein paar Tips von Schülern weiter, die eine gute Hilfe beim Lernen sein können: z. B. hat sich Heike aus Hettstedt eine wirksame Sache zum Vokabellernen ausgedacht, die wir hier noch einmal nennen wollen: Vokabeln auf Kärtchen schreiben, umgedreht auf den Tisch legen, Kärtchen ziehen und Übersetzung des Wortes nennen. Gemeinsam mit dem Freund oder der Freundin kann ein interessantes Spiel daraus werden.
Sicherlich kennen viele von euch ebenfalls gute Lerntips, die sich schon bewährt haben. Solche Tips sind wie kleine Pfeile, die euch helfen können, das Lernziel zu treffen.
Im Pionierauftrag steht: „. . . Am meisten könnt ihr in der Schule, während des Unterrichts lernen. Darum nutzt diese Stunden, seid fleißig und diszipliniert . . ."
**Versucht mit guten Lerntips die „Frösi"-Lernzielscheibe zu treffen! Schreibt uns, was euch geholfen hat und was ihr weitersagen könnt. Jeder Treffer ist in einem der nächsten „Frösi"-Hefte zu lesen und wird außerdem mit einem Souvenir belohnt.**
Über Hinweise, die beim Lernen helfen können, haben wir mit Schülern aus 5., 6. und 8. Klassen verschiedener Oberschulen des Stadtbezirkes Köpenick gesprochen und für euch ein paar Lerntips notiert zum Nachmachen, Dranbleiben und Weiterdenken.

**Stefan ist kein Schildbürger**

Jens: Ein Mitschüler von mir, Stefan, hat sich einige kleine Schilder angefertigt, die ihm helfen sollen, nichts mehr zu vergessen. Über seinem Schreibtisch hängen zwei Schilder. Sie erinnern ihn: Hast du die Hausaufgaben schon gemacht? und: Denke an die Unterschrift! Über seinem Bett mahnt ihn ein Schild: Hast du die Mappe schon gepackt? Seit er diese Schilder hat, braucht ihn keiner mehr zu ermahnen.

**Zusammen lernt sichs besser –**

meint Katrin. Merksätze für Rechtschreibung oder Grammatik lerne ich gemeinsam mit meiner Freundin Beate. Zunächst liest sie jeder mehrmals laut vor, dann versuchen wir es ohne Heft und zum Schluß fragen wir uns gegenseitig die Merksätze ab. Ich habe bemerkt, daß das schneller geht, länger haften bleibt und auch mehr Spaß macht.

**Wer viel stöhnt, trägt vielleicht zu viel!**

Ramon meint damit seinen Mitschüler Steffen, der sich beschwert, daß seine Tasche so schwer ist. Es stellte sich nämlich heraus, daß Steffen jeden Tag alle Arbeitsmaterialien mit sich herumträgt.
Katrin meint dazu:

**Mappe packen ist sehr wichtig!**

Am besten ist, daß man die Mappe nach Erledigung der Hausaufgaben packt, dann vergißt man weniger. Ich packe meine Mappe nach dem Stundenplan. Auf einen Stapel lege ich die Bücher, auf den anderen die Hefte. Das, was nicht gebraucht wird, kommt zurück in den Schrank.

**Schwierige Wörter leichter gelernt!**

Mirko sagt: Vor einem Diktat übe ich mit meinem Freund. Wir diktieren uns gegenseitig Wörter, von denen wir die richtige Schreibweise nicht kennen. Dann vergleichen wir und schlagen im Duden nach. Auch Vokabeln lassen sich zusammen leichter lernen. Zuerst übt jeder für sich, dann fragen wir uns gegenseitig ab.

**Wiederholung ist wichtig! –**

hat Beate festgestellt: Wenn ich ein Gedicht lerne, so lese ich mir erst einmal alle Strophen durch. Dann versuche ich mir Strophe für Strophe einzuprägen. Ich wiederhole dann die Strophen, die ich schon kann, mit der jeweils neuen. Wichtig ist, daß ich dabei laut spreche, um auch die Betonung zu üben. Abends, kurz vor dem Schlafengehen, wiederhole ich das Gedicht noch einmal. So behalte ich es besser.

**Andreas von der Ernst-Schneller-OS**

aus Ludwigsfelde gibt den Rat:
Es ist gut, wenn man ein Gedicht, was man lernen will, auf Band spricht. Es lernt sich leichter und man kann auch die Betonung kontrollieren. Das ist auch sehr nützlich, wenn man einen Kurzvortrag halten muß. Dabei übt man das freie Sprechen.

**Dreh dich nicht um, bitte nicht reden!**

Diese Tischkärtchen haben wir einfach auf unserem Platz aufgestellt, erzählt Birgit. Sie haben meiner Freundin und mir geholfen, nicht mehr so viel zu schwatzen.

Wie das gekommen ist, weiß ich nicht genau. Man sieht es uns auch gar nicht an, daß wir verhext sind.

Schön, Dieter sieht mit seiner Stupsnase und seinen Sommersprossen vielleicht wie ein Troll aus, aber der glaubt doch nie an Zauberei.

Frank hat zwar einen verzauberten Schuh, bei dem dauernd der Schnürsenkel aufgeht, aber das ist auch alles Zauberhafte an ihm.

Bei Heini sieht die Sache schon anders aus. Der kriegt manchmal einen richtigen verzauberten Blick. Allerdings nur, wenn er Bärbel ansieht.

Bei Ilona könnte man an Hexerei glauben. Wie ist es sonst möglich, daß sie nie einen Fehler im Diktat macht?

Aber ich kenne ihren Zauberspruch: Lernen, lernen!

Nein, bei uns geht alles mit rechten Dingen zu. Jedenfalls sieht es so aus.

Drauf gekommen, daß irgend etwas nicht stimmt, sind wir erst durch meinen Aufsatz.

Frau Dupke, unsere Deutschlehrerin, sagte, wir sollten einmal ein ganz besonderes Erlebnis erzählen. Etwas Unheimliches vielleicht, mit Gespenstern. Na, ihr wißt schon, solche Gespenstergeschichten, bei denen sich dann am Schluß herausstellt, daß es nur der Schatten eines vom Wind bewegten Baumes war und so.

Mein Aufsatz hieß:

**Die verhexten Kinder**

Neulich ging ich einen langen, nur schwach beleuchteten Gang entlang. Von fern hörte ich Musik. Ich ging darauf zu. Ich öffnete langsam die Tür zu dem Raum, aus dem die Musik kam. Was meint ihr, was ich da sah?

Erst einmal fast nichts, weil es sehr dunkel war. Nur eine rote Lampe leuchtete. Es war richtig unheimlich.

Unheimlich waren auch die Gestalten im Raum. Es waren Kinder. Sie bewegten sich, aber nicht so, wie sich Kinder sonst bewegen. Sie standen wie festgebannt auf einer Stelle. Nur die Arme gingen vor und zurück und auf und ab. Manchmal zuckte ein Kind mit dem Kopf.

Und das war das Allerunheimlichste: Die Gestalten waren völlig stumm. Sie sprachen nicht, sie sangen nicht, sie sahen mit ganz ernsten, unbewegten Gesichtern traurig vor sich hin und bewegten die Arme auf und ab.

Ich rief „Hallo" und „Eh", weil ich dachte, daß ich sie damit entzaubern könnte. Sie hörten mich gar nicht.

Das war mein unheimliches Erlebnis.

„Das klingt ja wie eine alte Sage", sagte Frau Dupke, „hast du vielleicht etwas Ähnliches gelesen?"

„Das hat er geträumt", rief Heini, „das kommt davon, wenn einer dauernd herumspinnt und sich Geschichten ausdenkt."

„Jedenfalls gibt es in Wirklichkeit so etwas nicht", erklärte Ilona, „und wir sollten ein echtes Erlebnis aufschreiben."

„Das ist sogar sehr echt", verteidigte ich mich, „das seid nämlich ihr, so seht ihr aus, wenn wir Disko machen!"

Da guckten sie vielleicht verblüfft. Ich will nicht sagen dumm, das wäre unhöflich.

„War das etwa", fragte Gabi, „bei unserem Klassenfest mit dem Motto ‚Fröhlich sein und singen'?"

„Genau", nickte ich.

„Was ist denn schon dabei, Mann", brummte Frank, „is eben Disko. Deswegen sind wir noch lange nicht verhext."

„Na, und wie!" sagte ich. „Ihr könnt nämlich nichts anderes mehr als Disko. Disko, Disko, Disko! Ihr denkt nicht ‚Klassenfest, sondern Disko. Was fällt euch bei ‚Weihnachtsfeier' ein? Disko!"

So sind wir darauf gekommen, daß unsere Klasse von der Diskohexe verzaubert worden ist.

Wenn wir einen Pioniernachmittag planten, machen viele sehr nette und interessante Vorschläge, aber was findet am Ende statt – Disko! Was machten wir bei der Ferienwanderung am Abend in der Jugendherberge?

Na, ihr wißt schon!

Manchmal geben wir uns ehrlich Mühe, selbst ein Lied zu singen oder Spiele zu machen. Was wurde am Ende daraus?

Genau.

Wißt ihr, was ich festgestellt habe? Disko ist ansteckend. Die anderen Klassen in unserer Schule, und sogar nachmittags im Hort –.

Und nun habe ich sogar gehört, daß auch in anderen Schulen – Leute, macht mir keinen Kummer. Ich frage mich, was die Pioniergruppen so angefangen haben, als es noch keine Disko gab. Manche Eltern können sich noch an richtige lustige und nette Gruppennachmittage ohne Disko erinnern.

Es soll angeblich auch leise Musik geben, bei der man sich unterhalten kann.

Es soll – vielleicht wißt ihr mehr darüber – auch Tänze geben, bei denen man nicht nur auf der Stelle herumtrampelt.

Moment, mein Freund Heini kommt gerade herein.

Morgen fallen die letzten beiden Stunden aus, erzählt er mir. Wenn wir wollen, können wir uns statt dessen zusammensetzen, hat der Direktor erlaubt. Ein paar von unserer Klasse haben auch schon einen Vorschlag ausgearbeitet, was wir in den zwei Stunden machen.

Ratet mal!!!

Seid froh, daß ihr noch keine Disko vor dem Kopf habt, wenn's um Klassenfeste und so geht.

Oder???



# UNSERE KLASSE IST VERHEXT!

**Text: Hans-Joachim Riegenring Zeichnung: Horst Schrade**

# Begegnung mit Assur

Alles begann damit, daß ich eines schönen Tages ein winziges Päckchen erhielt. Ich wickelte es neugierig aus. Es enthielt ein Tontäfelchen mit geheimnisvollen Zeichen und einen steinhart gewordenen Kaugummi. Meine Verblüffung war groß. Dann überlegte ich. Irgendwoher kannte ich doch solche Tontäfelchen! Plötzlich fiel mir Herr Sauerbier, unser Geschichtslehrer ein. Richtig! War das nicht in Mesopotamien? Jetzt wußte ich auch wieder, wo ich mehrere solcher Tafeln gesehen hatte. Im Pergamonmuseum unserer Hauptstadt der DDR, Berlin! Herr Sauerbier konnte prima erzählen, als ob er selbst dabei gewesen wäre. Ich konnte mich noch sehr gut an die Prozessionsstraße erinnern. Besonders an die bunten Schmelzfarbenziegel mit den schreitenden Löwen. Trotzdem half mir das wenig, die Zeichen auf dem Tontäfelchen zu deuten. Am besten würde es sein, gleich zur Museumsinsel zu fahren. Vom S-Bahnhof Friedrichstraße ist es nur ein Sprung. Ich war mächtig erstaunt, als ich vor dem Pergamonmuseum stand. Auch hier wird gebaut. Eine neue Brücke, die im Rohbau schon fertig ist, und eine neue Eingangshalle sind im Entstehen.
Ein Betrieb herrscht da, Leute! Besucher aus der ganzen Welt kommen hierher. Ich hatte Mühe, in das Museum zu gelangen. Ich steuerte erst einmal auf das Informationszentrum zu.
„Vielleicht können Sie mir helfen?" Stolz wickelte ich dabei meinen Tontäfelchen aus und zeigte es einer Dame. Sie starrte mich wie eines der Weltwunder an und stammelte ungläubig: „Eigene Ausgaben ..." Ich nickte, denn wenn ich ihr die Wahrheit erzählt hätte, wäre sie glatt in Ohnmacht gefallen. Noch immer zweifelnd, wählte sie die Nummer eines Wissenschaftlers.



Es dauerte keine fünf Minuten, da begrüßte mich Dr. Hammurapi. „Hammurapi, war das nicht ein König im altbabylonischen Reich, Herr Doktor?" „Stimmt! Nun, junger Freund, dann zeig mal deinen Fund." Er nahm das Tontäfelchen in die Hand. Dr. Hammurapi hatte eine eilige Art, er drehte und wendete das Tontäfelchen: „Ah, typische Fälschung, Touristenschnickschnack. Da, nimm's wieder!" „Aber was für Zeichen sind denn das, Herr Doktor", fragte ich verschüchtert. Er lachte: „Keilschrift! Ich glaube sogar, daß es babylonisch ist. Die Sumerer haben sie eigentlich erfunden vor 4 000 Jahren." „Und was steht denn drauf? Bitte, Herr Hammurapi!" „Das kann ich dir so auch nicht sagen. Dazu brauche ich eine Lupe und meine Bücher." „Oooooch", maulte ich. „Also gut. Komm mit!" Und zu der Dame gewandt, der es sichtlich besser ging, sagte er: „Nehme ihn in mein Arbeitszimmer. Ist aber eine Ausnahme. Wenig Zeit!"
Im Zimmer von Dr. Hammurapi war es überhaupt nicht langweilig. Ein riesiges Bücherregal stand hinter seinem Schreibtisch, und auf der gegenüberliegenden Wand hing ein Relief mit einer Löwenjagd. Landkarten, ein Globus und wieder Bücher stapelten sich auf seinem Tisch.

Da lachte Dr. Hammurapi plötzlich. „Also, hör zu:

*An den unwürdigen Torsten!*

*Bei Ischtar, der Kriegs- und Liebesgöttin, beim allmächtigen Gott Marduk, mögest Du erst ein Museum wieder besuchen, wenn Du die Schätze der Vergangenheit hast lieben gelernt und sie nicht durch schnöden Kaugummi mit Pfefferminzgeschmack beleidigst. Unwürdiger, ich fordere Dich auf zu einer Zwiesprache bei nächstem Vollmond! Treffpunkt: Pergamonaltar, Zeit: 24.00 Uhr.*

*Das Museumsgespenst Assuri*

Dr. Hammurapi sah mich fragend an. Das mit dem Kaugummi stimmte, den hatte ich an einem steinernen Löwen befestigt. Aber das war doch schon zwei Jahre her. Ich zuckte verlegen mit den Achseln. „Wann ist den wieder Vollmond?" „Heute nacht, Torsten." „Könnten wir da nicht ..." „Halte die Sache zwar für verrückt, aber abgemacht!"
Es war eine angenehm milde Nacht, als wir uns vor dem Museum trafen. Dr. Hammurapi hatte ein riesiges Schlüsselbund bei sich, das ständig klapperte.
Als wir den Pergamonsaal betraten und Dr. Hammurapi suchend die Marmorstufen ableuchtete und dabei auch einzelne Szenen des gewaltigen Frieses, der die Schlacht der Giganten gegen die Götter darstellt, meinte ich sogar das Klirren der Waffen zu vernehmen.
„Wollen wir nicht lieber umkehren", flüsterte ich. Doch Dr. Hammurapi gab mir keine Antwort. Er schien etwas entdeckt zu haben. Auf der obersten Stufe des Pergamonaltars hockte eine zusammengekauerte Gestalt in einem weißen Gewand.
„Los, hoch", kommandierte er. Es ging sich nicht leicht. Die Stufen sind sehr hoch und dann stolperten wir noch über eine Absperrung. Von dem Lärm, den wir dadurch verursachten, fuhr das Gespenst erschrocken hoch. „Huch, wer da?" wisperte es. „Wir sind es", bei diesen Worten ließ Dr. Hammurapi den Lichtkegel erst über mein Gesicht und dann über das seine gleiten. „Ho, ho, bist du tatsächlich gekommen? Wer hätte das für möglich gehalten, bei allen guten Geistern!" Es kam uns entgegen und schien gar nicht so unfreundlich, wie ich angenommen hatte. Vielleicht lag es daran, daß ich mich gleich entschuldigt hatte. Wir erfuhren, daß das Gespenst Alwin Assuri hieß und eigentlich im Schloß Köpenick, ich meine im Kunstgewerbemuseum, spukte, dem Museum mit den prächtigen Möbeln und schönen Gläsern. Alle Gespenster haben nach zwei Jahren einen Monat Urlaub. So begriff ich auch, daß Assuri mich vor zwei Jahren beobachtet haben muß. Es mußte es schrecklich geärgert haben, und so hatte es die zwei Jahre genutzt, die babylonische Keilschrift zu lernen, um mir einen Denkzettel zu verpassen. Es meinte, ich hätte nur vor Dingen Angst, die sich wehren können, die eine Sprache hätten. Ich spürte, daß Assuri irgendwie recht hatte. Ein wenig traurig stimmte es, daß Dr. Hammurapi das Tontäfelchen sofort als neu hergestellt erkannt hatte. Jedoch strahlte es, als es hörte, daß es völlig fehlerfrei geschrieben hatte.
Assuri war sehr kunstliebend, deshalb verbrachte es seinen Urlaub stets auf der Museumsinsel. Hier gibt es immerhin — in vier Gebäuden — 13 verschiedene Museen und Sammlungen, und dazu kommt noch das Kunstgewerbemuseum im Schloß Köpenick.
Assuri wollte uns eine Freude machen und so sagte es: „Ich kann für euch ein Kunstwerk lebendig werden lassen. Oder wir gehen ins Islamische Museum, und ich zaubere einen fliegenden Teppich herbei und erzähle ein Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht'." „Bitte wünschen Sie sich etwas, Herr Dr. Hammurapi", flüsterte ich. „Gerne. Ich würde die ‚Tänzerin', die der Bildhauer Georg Kolbe geschaffen hat, gerne einmal tanzen sehen. Sie steht in der Nationalgalerie", bat er. „Ich weiß, ich weiß. Also gehen wir!"
Es war herrlich, als das bronzene Mädchen erwachte und zu tanzen begann. Es tanzte hinaus in den kleinen Park vor der Nationalgalerie. Da schlug die Rathausuhr 1.00 Uhr und der Spuk war vorbei.

**Text: Horst Wipper**
**Fotos: Staatliche Museen zu Berlin**

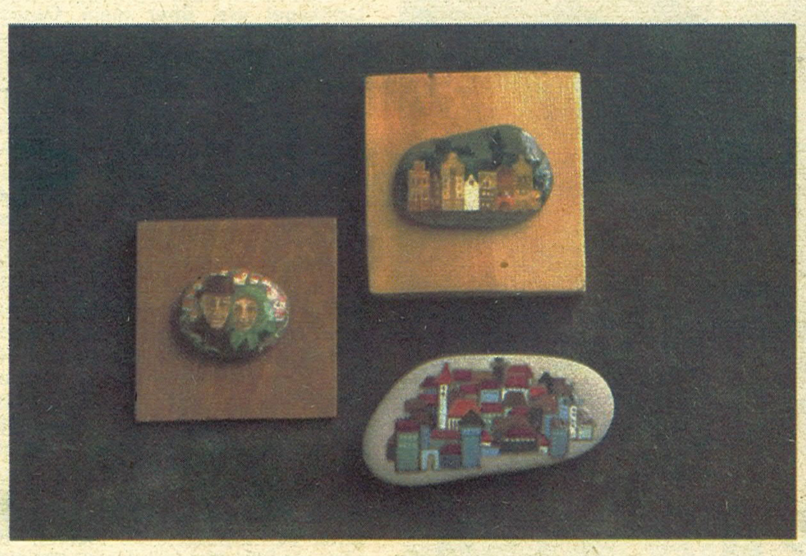
## Bemalte Kieselsteine

Flache, glatte, mittelgroße Kiesel eignen sich gut zum Bemalen mit Deckfarben. Feine Pinsel, eine ruhige Hand und etwas Geduld gehören dazu. Als dekoratives Motiv schlagen wir euch eine Reihung von Hausfassaden vor, so wie man sie in alten Städten noch findet. Die vordere Hausreihe ist in hellen Farben gemalt, die hintere, etwas verdeckte Reihe ist dunkler, dadurch entsteht räumliche Tiefe. Versucht euch zuerst an einer Papierskizze. Die Malerei kann man nach dem Trocknen noch lackieren und auf ein Holzbrettchen aufkleben.

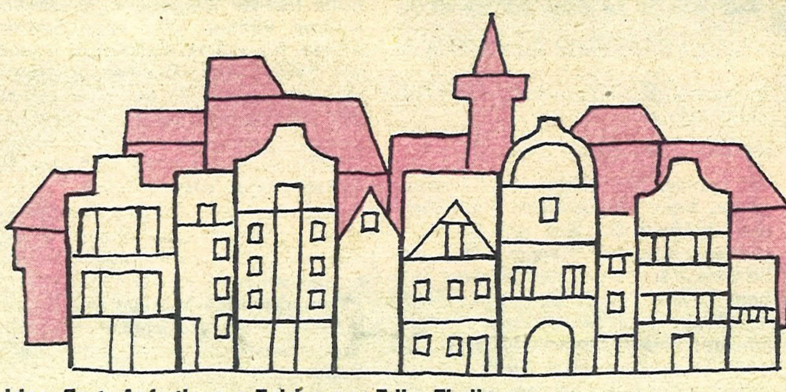


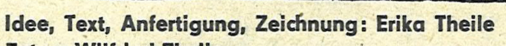

## Gesticktes Bild

Maschinen-Nähgarn gibt es in vielen Farbtönen. Das war die Anregung zu dem kleinen Stickereibildchen. Das Motiv – hier sind es Wiesenblumen und Tiere – zeichnet man mit dünnen Bleistiftlinien auf einen Stoffrest, spannt den Stoff in einen Stickrahmen und stickt mit einfachem Stiel- und Plattstich (feine Nadel, Garn doppelt) die Formen aus. Auf eine Pappe gespannt (Stoff ungefähr 2 cm überstehen lassen, mit Reihstich zusammenziehen), kann man die Stickerei in einen Rahmen fügen.

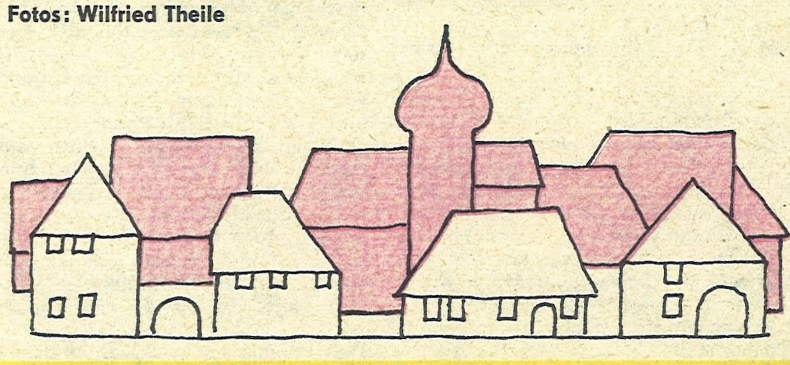


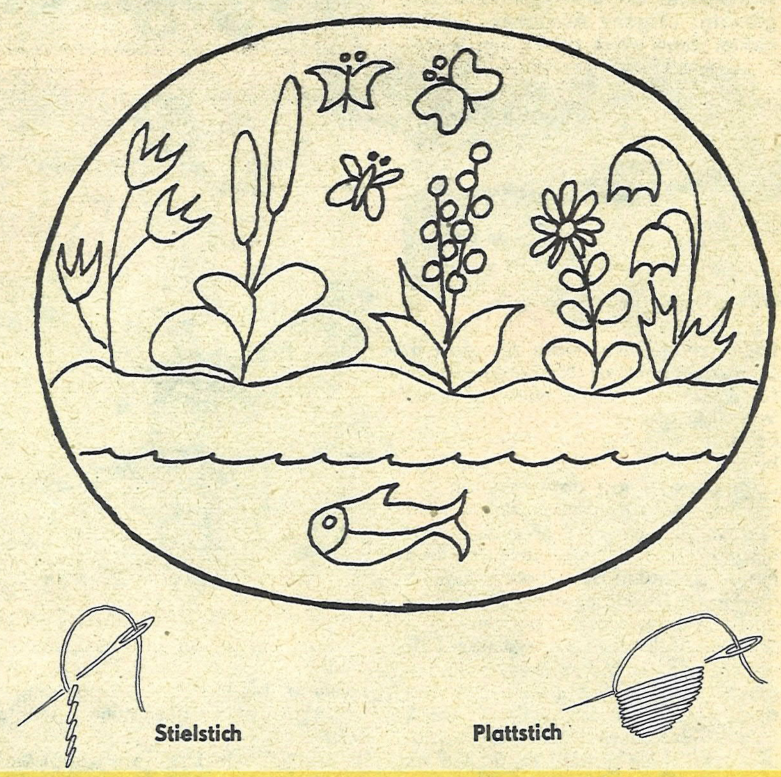






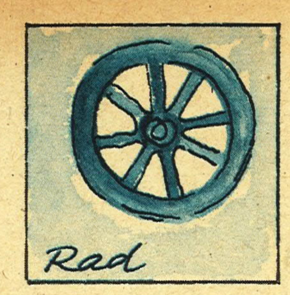
Idee, Text, Anfertigung, Zeichnung: Erika Theile
Fotos: Wilfried Theile



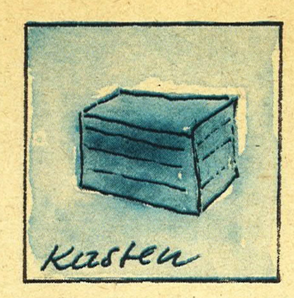



Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Gestalter: Vera Kruse, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Reinhard Gundelach, Manfred Heilmann, Marita Hesse, Ralf Kegel, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annett Schlegel. – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Rolf Tauche, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Dr. Margit Thom, Doris Weißpflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Dipl.-Päd. Klaus Rebelski, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Ing. Gunter Giersch, Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. 

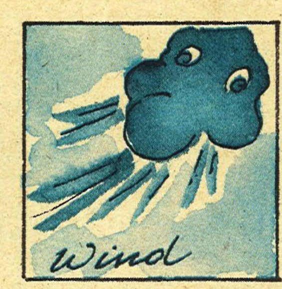


Baum

Rad

Haus

Apfel

Kasten


Auge

Riese

Wind

Wagen

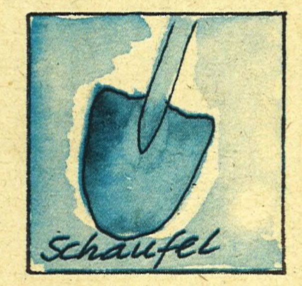
Hose

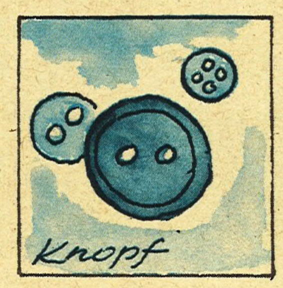
Tür

Stiel

Boot

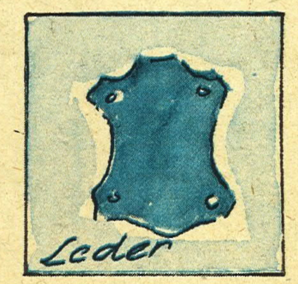
Kamm

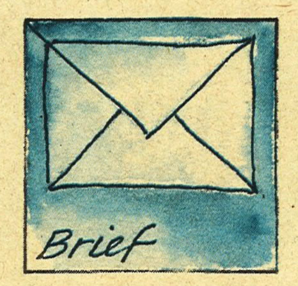
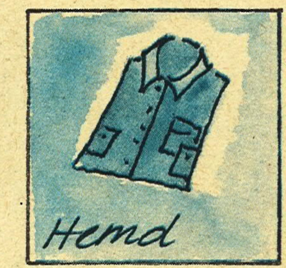
Tasche

Schaufel


Knopf

Feder

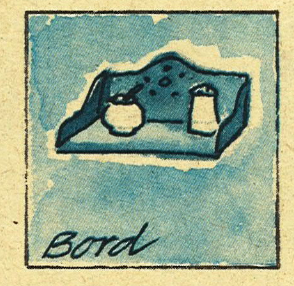
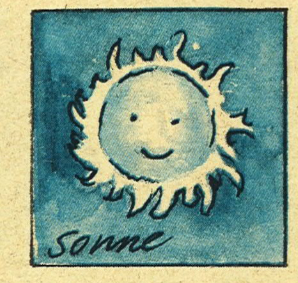
Ball

Vogel

Leder


Deckel

Brief

Hemd

Henkel

Tier


Teller

Bord

Sonne

Regen

Strahl


Ecke

Band

Holz

Puppe

Spiel

# Köpfchen, Köpfchen

Zeichnung: Stefanie Riemer
Text: Steffi Findeisen

Wer bei diesem Spiel gewinnen will, muß nachdenken und jeden Spielschritt gut überlegen. Denn hierbei kommt es darauf an, am Schluß die meisten Spielmarken zu besitzen. Am Spiel beteiligen sich zwei Mitspieler. Die Spieler bekommen eine Feldfarbe und 24 Spielmarken zugeteilt. Jeder legt die Marken zu gleichen Teilen in seine 6 Felder. So liegen zu Spielbeginn in jedem Feld 4 Spielmarken übereinander. Wer die höchste Zahl würfelt, der beginnt. Der erste Spieler nimmt alle Marken aus einem seiner Felder und verteilt sie auf die folgenden eigenen und gegnerischen Felder in Pfeilrichtung. Dabei legt er jeweils 1 bis 2 Marken ab, wobei kein Feld übersprungen werden darf. Nun liegen in einigen Feldern 4, 5 oder 6 Spielmarken. Ein Feld ist leer. Jetzt löst der nächste Spieler eines seiner Felder auf. So erhöhen sich nach und nach die Anzahl der Spielmarken in den einzelnen Feldern. Gelingt es einem Spieler, im letzten Feld, in das abgelegt wurde, zwei oder vier Marken liegen zu haben, dann darf er diese nehmen und in seine Sammelkasse legen. Das Spiel geht so lange, bis kein Feld mehr aufgelöst werden kann. Vor dem Spiel müssen sich beide Spieler über die Spielregel einig sein. Es bestehen zwei Möglichkeiten:

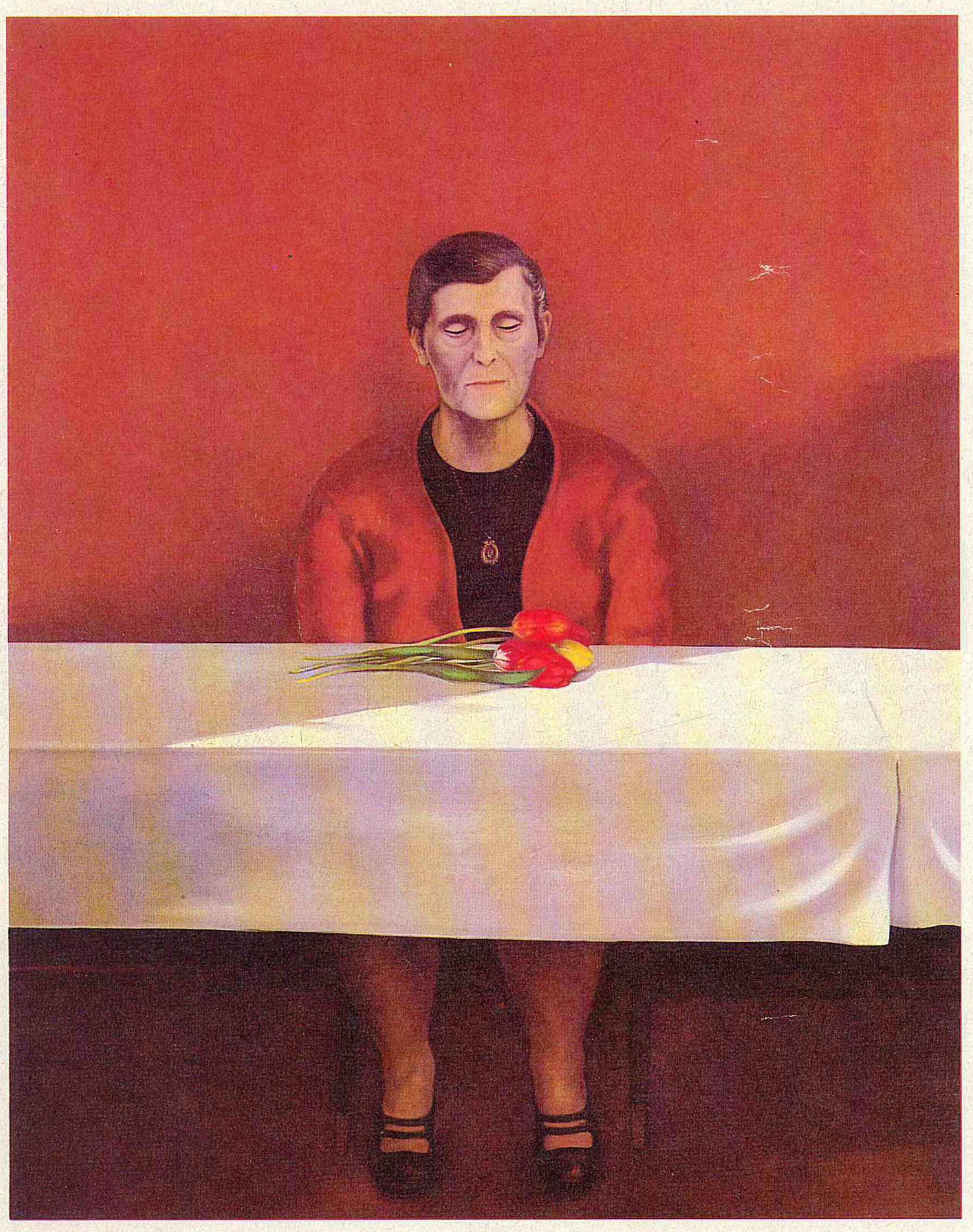
1. Es darf nur das eigene Feld aufgelöst, aber im eigenen und gegnerischen Feld können Spielmarken kassiert werden.
2. Es darf nur das eigene Feld aufgelöst sowie nur Spielmarken im eigenen Feld kassiert werden. Die Marken werden allerdings auch auf das gegnerische Feld aufgeteilt.

Spielmarken ausschneiden!
Auf dicken Karton kleben!

Sammelkasse

Sammelkasse

Spielmarken ausschneiden!
Auf dicken Karton kleben!



Wolfgang Mattheuer (geb. 1927), DDR
„Die Ausgezeichnete", 1974, Öl auf Hartfaser
Staatliche Museen Berlin, Nationalgalerie